Die Mantelkinder

oder

Die Herren auf Rheinfeld.

Roman

von

Amely Boelte,
Verfasserin von „Maria Antonia, Frau v. Staël" rc.

II. Theil.

Wien.
Herm. Markgraf.
1864.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Inhalt.

Die Herren auf Rheinfeld.

1.

Schloß Rheinfeld.

In einer Schlucht des Hundsrück, am Abhange eines Berges, liegt das alte Schloß der Barone von Rheinfeld. Ursprünglich war es wohl nur ein Thurm, eine Art Warte, ein Obdach für die auf Jagd und Beute ausziehenden Ritter; allein im Laufe der Jahrhunderte hatte es in seinem baulichen Umfange mannichfachen Zusatz erfahren, und nahm sich daher, von der Tiefe aus gesehen, gar stattlich aus. Näher kommend, glich es einer Art Feste, mit Erinnerungen an eine Zugbrücke, und allerlei darauf hindeutendem Mauerwerke mit Schießscharten.

An einen neu aussehenden Flügel schloß sich eine Terrasse, welche eine köstliche Aussicht bot. Sie war mit Blumen verziert und stellte einen mit kleinen Kiosken und Lauben

versehenen Garten vor, dem einige große Ahornbäume sogar gegen die Mittagssonne Schatten gewährten.

Ueber das Schloß hinaus ragte der Berg, an den es sich lehnte, noch in beträchtlicher Höhe empor, von herrlichem Laubholze bedeckt, durch das schmale Pfade gehauen waren. Abwärts führte dagegen eine breite Straße in Windungen, um das Fahren zu erleichtern.

Was dem Orte an Reiz abging, war Wasser. Kein Springbrunnen und keine Cascade plätscherte hier, kein noch so kleiner Bach ergötzte mit seinem Rieseln das Ohr, kein See lieh seine Spiegelfläche der Landschaft zum Auge. So kam es, daß man in dieser Umgebung, trotz ihrer Schönheit, stets etwas vermißte.

Es war Abend, als Frau von Gasmund und Thorilde, begleitet von dem jungen Rheinfeld, hier einfuhr. Sie hatten den Tag auf den Fluthen des Rheins, in einem Boote sich schaukelnd, zugebracht, und ihre Ankunft nicht beeilt. Die Luft war unten glühend heiß gewesen; hier oben wehte es kalt sie an und in der sich senkenden Dämmerung gewannen die Mauern ein düsteres, melancholisches Ansehen; besonders von der Fahrstraße aus war dies der Fall, weil man hier nur den alten Theil des Gebäudes vor Augen hatte, dessen schwärzliches Grau dunkelgrüner Epheu überschattete.

Thorilde empfand ein Frösteln und hüllte sich in ihren Mantel. Ludolf konnte vor ungeduldiger Erwartung, die

schöne Braut in das Schloß seiner Väter zu führen, nicht zwei Minuten ruhig sitzen. Frau von Gasmund saß bleich und gefaßt ihm gegenüber, mit starker Willenskraft jeden Einfluß der äußern Eindrücke von sich fern haltend; denn ihr winkte das ersehnte Ziel.

Das Eingangsthor war mit Blumen geschmückt, auf der in das Schloß führenden Treppe stand der Baron und winkte schon von ferne mit der Hand ein Willkommen entgegen. Als der Wagen hielt, öffnete er selbst den Schlag, und hob Frau von Gasmund heraus, der er seinen Arm bot, um sie mit stattlicher Würde die Stufen hinauf durch die Halle in die inneren Gemächer zu führen, es Ludolf überlassend, ein Gleiches für die Tochter und künftige Schwiegertochter zu thun.

Der Thee stand servirt, der Kessel dampfte, im Kamin brannte sogar, der Kühle des Abends wegen, ein Scheit Holz mit lustig blinkender Flamme, wohnlich und traulich sah es in dem Gemache aus und ein Gefühl der Behaglichkeit überschlich die nach der Ermüdung des Tages hier rasten sollenden Reisenden. Frau von Gasmund vermißte die Frau vom Hause und so eben wollte sie nach dieser fragen, als der Baron schon, ihr zuvorkommend, das Wort nahm, um deren Nichterscheinen mit der späten Stunde zu entschuldigen. Die Baronin, hieß es, hätte sich bereits in ihre Gemächer zurückgezogen. Den ungünstigen Eindruck bemerkend, welchen dieser Mangel an Rücksicht für die ihr

so nahe stehenden Gäste hervorbrachte, setzte er hinzu: „Meine Gattin wird Ihnen morgen nach dem Frühstücke in Ihrem Zimmer aufwarten. Sie ist durch ihre Kränklichkeit leider oft verhindert, die ihr liebsten Pflichten erfüllen zu können, und muß vielfach auf Nachsicht rechnen. Ich bitte, daß auch Sie ihr diese schenken wollen."

Frau von Gasmund verneigte sich mit einem erzwungenen Lächeln. In ihren Augen war Kränklichkeit kein genügender Grund, um heute bei ihrer Ankunft zu fehlen. Sie bemeisterte jedoch ihre Verstimmung, legte Hut und Mantel ab, und ließ sich von dem Baron auf den Ehrenplatz am Theetische führen, an welchem ein weibliches Wesen in vorgerückten Jahren, mit dunkeln Augen und feinen scharfen Zügen, in schwarze Seide gekleidet, Dienste zu verrichten sich anschickte. „Madame Latour!" sagte der Baron, mit einer Handbewegung, die einer Vorstellung glich. „Die Gesellschafterin meiner Gattin! Lassen Sie sie Ihrer Güte empfohlen sein!" Frau von Gasmund nickte darauf vornehm und nahm ihren Platz ein, der Baron setzte sich neben sie, und Ludolf und Thorilde ihnen zur Seite. Unter heiterem Geplauder verflog bald eine Stunde, und die Gäste zogen sich zurück.

Frau von Gasmund und Thorilde bewohnten den neuen Theil des Schlosses, wo man, neben einem gemeinschaftlichen Wohnzimmer, für jede ein Schlafzimmer eingerichtet hatte. Auch hier fanden sie ein Kaminfeuer an-

gezündet. Thorilde setzte sich davor und sah dem Spiele der Flamme zu. So ermüdet sie sich auch fühlte, so wollte kein Schlaf sie finden; denn seit sie ihre neue Heimath betreten, war ihr unheimlich zu Muthe. Trotz des sie umgebenden Glanzes, trotz alles Scheines der Behaglichkeit, war ihr der Eindruck geworden, daß hier kein Behagen herrsche; allein der einmal sich gestellten Aufgabe getreu, suchte sie diese Empfindungen zu bannen, und Frau von Gasmund, wenn nicht ein glückliches, doch ein heiteres, gefaßtes Angesicht zu zeigen. Sie stand auf, schlich in deren Zimmer hinüber, und küßte die sich schlafend Stellende auf die Stirne. Dann zog sie den Vorhang von ihrem Fenster zurück und blickte hinaus in die stille Nacht. Die ganze Natur lag in tiefem Frieden da, am Himmel zogen Wolken über des Mondes Angesicht hinweg, die tausend Stimmen der Erde schwiegen, Gott hatte in dieser Stunde allen Lebenden den Schlaf und mit ihm das Vergessen gegeben.

Sie faltete andachtsvoll die kleinen Hände und trug ihr Herz zu dem Ewigen empor. Da ward es ruhig in ihrer Brust. — Sie öffnete das Fenster. Leise säuselnd streifte jetzt ein Nachtwind durch die hohen Ahornbäume und flüsterte ihr: „Stille! Stille!" zu; sie neigte ihr Haupt in die Hände und gelobte: „Ich will!"

Sie schloß das Fenster, zog den Vorhang herab und suchte gestärkt, getröstet durch die Betrachtung des Ewigen

in Gott, des Vergänglichen im Irdischen, ihr Lager. Sanft senkten sich ihre Lider, und schon umfing sie ein Traum, als sie eine schwere Thüre in den Angeln gehen hörte und ein gellender Schrei an ihr Ohr drang. Sie horchte halb bewußt; allein als nichts weiter erfolgte, hielt sie das Gehörte für Traum und entschlief.

Als sie erwachte, schien die Sonne schon hell in ihr Gemach, und wessen Gemüth hätten deren lichte Strahlen je trübe gelassen? So sprang sie denn heiter von ihrem Lager auf, kleidete sich rasch an und nahm sich vor, durch ihre muthig heitere Stimmung auch bei Frau von Gasmund günstig zu wirken; denn obwohl man im täglichen Beisammensein mit Personen selten eine sich langsam gestaltende Veränderung ihres Aeußeren oder Inneren bemerkt; so war ihr doch nicht entgangen, daß die noch vor kurzem stattlich, ja schön aussehende Frau jetzt abmagerte und sich nicht mehr, wie sonst, aufrecht trug, wodurch sie um viele Jahre älter erschien. Nahm sie nun auch an, daß Ellena hierzu die nächste Veranlassung gegeben, so wollte ihr Gewissen doch auch sie selbst nicht ganz frei von Schuld sprechen; denn war es nicht ihr Verhältniß zu Leopold gewesen, welches dem bis dahin glücklichen Familienleben den ersten Stoß versetzt? — Mußte sie sich aus ihrem geheimen Verständniß mit ihm nicht einen Vorwurf machen? — Und wie bitter kränkend war, bei diesem Punkte ihrer Selbstbeschauung angekommen, der Gedanke für sie, daß

er sie wie ein Kind angesehen, und mit ihrer Neigung gespielt, daß sie seiner Eitelkeit zur Folie gedient, von Liebe in seinem Herzen keine Regung vorhanden gewesen sei! Diese bittere Täuschung und Enttäuschung vergab sie nicht ihm, nicht sich, und nur, indem sie jetzt der Pflicht sich in die Arme warf und den weiblichen Stolz an ihre Seite rief, konnte sie sich vor einem sie in ihren eigenen Augen erniedrigenden Schmerze retten.

Sie las ein Gebet und ein Capitel in der Bibel; dann erst trat sie in das anstoßende Zimmer, wo Frau von Gasmund ihrer bereits harrte.

„Du bist schwarz gekleidet?" sagte diese. „Ist das Zufall, ist es Wahl? — Aber für eine Braut ist die düstere Farbe nicht ganz ziemlich, und Du würdest mir einen Gefallen thun, wenn Du den Anzug wechseln wolltest."

„Wie, Mama! Aberglaube bei Dir!" versetzte Thorilde und zog unter heiterem Lachen ihre Hand an die Lippen.

„Ich habe schlecht geschlafen, böse, mir den Blick noch umnebelnde Träume gehabt," sagte sie und zwang sich ein heiteres Gesicht zu macheu. „Seit ich in Dein helles Auge sehe, wird mir schon leichter zu Muthe."

Sie setzten sich zum Frühstücke. Während Thorilde darauf hinausschlüpfte, ein himmelblaues Kleid anzuziehen, ließ sich die Baronin von Rheinfeld anmelden. „Wird mir viel Ehre sein!" sagte Frau v. Gasmund und zog ihre

Glacéhandschuhe an, damit die Feierlichkeit dieser Zusammenkunft andeutend.

Gleich darauf öffnete sich die Thüre, und eine zarte, blonde, noch jung aussehende Dame in eleganter Morgenkleidung trat, auf den Arm des Baron Ludolf sich stützend, mit langsamem Schritte, als ob das Gehen ihr sauer falle, ein, und begrüßte Frau von Gasmund freundlich und vornehm ihr Haupt neigend. „Ich habe gestern leider nicht bei Ihrem Empfange gegenwärtig sein können, gnädige Frau," sagte sie mit kalter Verbindlichkeit, „weil mein leidender Zustand mir die Aufregung dieses ersten Begegnens untersagte. Sie glauben nicht, wie sehr ich dabei gelitten habe, es scheinbar an der nöthigen Artigkeit fehlen lassen zu müssen; doch hoffe ich bei Ihnen die gewünschte Entschuldigung zu finden. Seien Sie mir herzlich willkommen in unserm Schlosse, und richten Sie sich ganz, als ob Sie hier zu Hause wären, ein. Sie erzeigen mir damit einen Gefallen! Bei meinem leidenden Zustande kann ich leider! nicht für Ihre Bequemlichkeit noch Ihr Vergnügen, wie ich möchte, sorgen, und muß Sie sich selbst anvertrauen."

Frau von Gasmund verneigte sich und deutete mit der Hand auf den Platz neben sich auf dem Sopha. Die Baronin setzte sich. Ludolf ergriff einen Stuhl neben ihr. Indem öffnete sich die Thüre des anstoßenden Zimmers und die zierliche, elegante Gestalt Thorildens wurde sichtbar. Ludolf sprang auf und lief ihr entgegen, sie wie im

Triumphe auf seine Mutter zuführend, welche mit Ueberraschung und Neugierde auf sie hinblickte. Das junge Mädchen verneigte sich tief vor ihr, ja senkte ein Knie, um die Hand der zukünftigen Schwiegermutter an ihre Lippen zu führen; diese, ohne aufzustehen, ließ es geschehen, hauchte dann mit kühlen Lippen einen Kuß auf ihre Stirne und sagte: „Mögen Sie Glück in unser Haus bringen!"

Vor dieser Anrede drängten sich alle überwallenden Gefühle bei Thorilden schnell zurück, sie erhob sich mit Würde, verneigte sich anmuthig und erwiederte: Und gebe Gott, daß ich es selbst hier finde, gnädige Frau!" Dann setzte sie sich neben Ludolf, und man plauderte in gewöhnlichem Gesellschaftstone eine kleine halbe Stunde, worauf Ludolf seine Mutter in ihre Gemächer zurückführte.

„Woran mag die arme Frau wohl leiden," bemerkte Frau von Gasmund, so wie sie allein waren. „Sie sieht nicht krank aus; spricht aber nur von ihrem kranken Zustande. Es muß ein inneres Uebel sein."

„Oder auch ein eingebildetes," fiel Thorilde mit an ihr ungewohnter Schärfe ein.

Ihre Mutter sah sie verwundert an. Es mußte sie etwas an dem Betragen der Baronin verletzt haben, um so gereizt zu sprechen.

Gleich darauf kam Ludolf im Sturm hereingeflogen, und bat Thorilde einen Spaziergang mit ihm zu machen, sein Herr Papa würde Frau von Gasmund indessen Ge-

sellschaft leisten. Obwohl ihr Fuß noch große Schonung erforderte, so lockte es sie doch, bei dem schönen Wetter ihre künftige Heimath im hellen Sonnenscheine zu sehen, hinaus, sie holte Hut, Mantel, Sonnenschirm, hing sich an seinen Arm und verließ das Zimmer. Frau von Gasmund folgte ihr nachdenklich und bekümmert mit dem Auge. Beide gingen eine Weile auf der Terrasse hin und her, nahmen jede sich hier bietende Fernsicht in Augenschein; dann waren sie plötzlich verschwunden, ein Beweis, daß man durch eine Thüre oder Treppe von hier aus in den andern Theil des Schlosses gelangen konnte, obwohl scheinbar von dort kein Entkommen war, außer durch den Salon, in welchem Frau von Gasmund vor der offenen Glasthüre ihren Platz genommen hatte, und die erfrischende Bergluft einathmete. Während der Baron sich hier zu ihr gesellte, zeigte Ludolf seiner jungen Begleiterin alle ihm besonders lieben Räumlichkeiten des Schlosses. Sie konnte für jetzt nur die bequemen Wege mit ihm gehen, Wendeltreppen, Thürme blieben unbestiegen. Die einzelnen Abtheilungen des von Jahrhundert zu Jahrhundert sich vergrößernden Baues, wußte er ihr ziemlich gut deutlich zu machen. Geschickt hatte man durch Hinzufügung des neuen Flügels eine Art Viereck daraus gemacht, mit einem innern Hofraume, welcher dem Gebäude nach allen Seiten Licht zuführte. Der ursprüngliche, sich unmittelbar an den Felsen lehnende Flügel, welchem ein ziemlich hoher Thurm sich anschloß, stand unbe-

wohnt, Ludolf hatte ihn, weil die Mauern Einsturz drohen sollten, nie betreten. Die aus schwerem Eichenholz gezimmerte Eingangsthüre trug ein großes Vorhängeschloß. Von diesem Theile aus führte ein unterirdischer Gang unter der Terrasse des Neubaues fort in das Freie; er hatte den Raubrittern bei einer Belagerung zum Entkommen gedient, und noch jetzt konnte man von der Seite versteckt den Berg hinunter schlüpfen. Thorilde hörte gespannt seinem Berichte zu. Sie hatte bis jetzt nur von alten Schlössern gelesen, und ihre Einbildungskraft mit Sagen, Räubern, Gespenstern und Falschmünzern gespannt; noch kürzlich erst war ihr im Englischen „Schloß Udolfo“ von Mrs. Radcliff in die Hände gefallen und hatte sie mit Schauern durchzittert. Das Düstere, Geheimnißvolle dieser Räumlichkeiten ließ sie auf Ungeahntes, Ungehofftes rechnen. „Es ist auch ein Burgverließ da, worin Menschenknochen liegen, und dann giebt es Zimmer hier, zu denen man den Eingang nicht finden kann,“ fuhr Ludolf in seinem Berichte fort, sich freuend, daß Thorilde diesen ihm durch die Gewohnheit gleichgültigen Dingen eine so große Aufmerksamkeit schenkte. Ihm selbst war das Schloß seiner Väter so werth, daß er auf Erden keinen schöneren Aufenthalt kannte; auch ihr Interesse dafür wach zu sehen, war ihm daher unendlich erwünscht; sie gefiel ihm jetzt noch einmal so gut, seit sie die Geschichte von jedem Steine dieses alten Baues kennen lernen wollte.

Am großen Eingangsthore, wo man noch die Spuren der früheren Zugbrücke sah, wohnte der Thürhüter, ein Mann, welcher seine achtzig Jahre zurückgelegt hatte, und mit allen Legenden des Schlosses vertraut war. Gebückt trat er Thorilden, die Mütze in der Hand, entgegen. Auch sein Vater und Großvater hatten diesen Posten vertreten. „Der kann Dir was erzählen, Thorilde!" bemerkte Ludolf mit Stolz. „Den frage nur. Er weiß mehr als ich von meinen Ahnen. Ich konnte mir ihre Namen nie recht merken, es sind ihrer gar zu viele; schon vor den Kreuzzügen fängt es an, und Du kannst wohl denken, wie es da mit Schwestern, Brüdern, Vettern, Cousinen anwächst. Aber Traugott kennt sie alle. Er weiß auch alle Bilder im Ahnensaale auswendig, und kann Dir die Inschriften auf den Grabsteinen der Schloßcapelle, als ob sie deutsch geschrieben wären, ablesen.

Sie legte die kleine weiße Hand auf des Alten Schulter und sagte ihm einige freundliche Worte, die Jenem, weil sie aus dem Herzen kamen, sichtlich wohl thaten. Dann nahm sie seine Mütze, betrachtete sie, und bemerkte, daß Sie für einen so treuen Diener nicht mehr gut genug sei, sie würde für eine neue, bessere sorgen. „Gott segne die gnädige Braut!" rief der Greis und eine Thräne zitterte unter den grauen Wimpern. „Ich werde alle Tage für Ihre Gnaden beten, daß es mir beschieden sein möge, den Erben von Rheinfeld auf diesen alten Armen zu wie-

gen; dann nur werden sich meine Augen in Ruhe schließen."

Thorilde ergriff Ludolf's Arm und zog ihn mit sich fort, und als ob sie seine Wünsche nicht verstanden habe, sagte sie: Komm! laß mich die Bekanntschaft der Erben von Rheinfeld machen! Führe mich in den Ahnensaal!"

Ludolf stand einen Augenblick unschlüssig. „Wir müssen durch das Vorzimmer meiner Mutter!" sagte er, wie überlegend.

„So nehmen wir den Weg!"

„Nein; wir können auch durch die Capelle dahin gelangen; freilich weniger bequem; aber was thut es?" Und er führte sie dem älteren Theile des Gebäudes zu, wo sie eine schmale Stiege hinauf in ein gewölbtes Gemach gelangten, welches mit Altar und Kanzel versehen, die ganze Einrichtung einer Kirche trug. „Es wird hier seit lange schon kein Gottesdienst mehr gehalten, wir ziehen es vor, in die Dorfkirche zu fahren; nur Trauungen finden hier noch statt, ob auch die unsrige, kann ich nicht sagen, das hängt von meiner Mutter ab," bemerkte Ludolf.

„Nicht auch von Deinem Vater?" fiel Thorilde verwundert ein.

„Nein, von meiner Mutter," erwiederte er kopfschüttelnd, „denn er giebt ihr in allen Dingen nach; was sie auch wollen mag, so geschieht es."

„So liebt er sie wohl sehr?"

„Es ist möglich. Ich weiß es nicht," versetzte er gleichgültig. „Sie waren ja Vetter und Cousine."

„So nah verwandt?"

„Es hat sich unter den Rheinfeld immer so gemacht, daß sie einander heiratheten," erwiederte er. „In alten Familien kommt es, wie man mir sagt, häufig vor, daß man in der Verwandtschaft wählt; gerade wie bei unsern Fürsten, die auch alle verschwistert sind."

„Ich denke mir das nicht hübsch," sagte Thorilde sinnend.

„Ich auch nicht; schon weil die Rheinfeld alle blond sind und mir schwarze Haare und Augen am besten gefallen."

„Welch ein Grund!" sagte Thorilde lachend.

„Nun, ich denke, ein ganz genügender," meinte Baron Ludolf, den Kopf aufwerfend. „Wenn Du erst unsere Ahnen gesehen haben wirst, weißblond, gelbblond, rothblond, aschblond; so wird es Dir auch des Blonden genug sein."

Thorildens Auge war zu dem Altare zurückgekehrt. „Du meinst also, daß Deine Mutter für eine Trauung in dieser Capelle stimmen wird?" fragte sie und stellte sich den Moment vor, wo das ewig bindende Ja über ihre Lippen kommen sollte.

„Sie ist hier auch getraut worden, und bildet sich ein, daß, weil die Gruft der Rheinfeld unterhalb dieses

Raumes ist, sämmtliche Ahnen Zeugen der Handlung sind und ihren Segen dazu geben; ja sie behauptet sogar, daß sie, wenn sie die Ehe billigen, in leisem Echo das Amen nachsprechen, im andern Falle aber bleibe es still, und nur ein Seufzer ziehe durch die Kirche."

„Das ist ja schauerlich!" rief Thorilde entsetzt. „Hat sie selbst denn ein Amen oder einen Seufzer damals vernommen?"

„Ich glaube — einen Seufzer," erwiederte Ludolf kleinlaut; „wenigstens spricht sie nicht gern davon und hat niemals weder das Eine noch das Andere bestätigt; allein meine alte Wärterin hat mir oft erzählt, daß es an dem Tage nicht ganz mit richtigen Dingen zugegangen sei, daher auch ihr Zittern für mein Leben, wie ihre nie endende Sorge für ihre Gesundheit! Sie lebt in einer beständigen Furcht. Mein Vater aber sieht ihr, weil ihm der Arzt gesagt, jeder Widerspruch würde sie nur noch mehr reizen, Alles nach."

„Was fürchtet sie denn aber?" fragte Thorilde verwundert.

„Ja, das weiß ich eigentlich selbst nicht," entgegnete Ludolf, in seinen gutmüthig sorglosen Ton zurückfallend. „Eigentlich danach gefragt habe ich nie. Ueberhaupt ging ich ihr, so lange ich denken kann, gern aus dem Wege. Sie machte mir bange. Es hieß immer, daß ihre Angst sich zum Wahnsinne steigern könne, und ich mich in Acht nehmen

möge, nicht erhitzt, ermüdet, oder ich weiß nicht wie aussehend, vor ihr zu erscheinen, weil sie dann sogleich den Tod auf meiner Stirne geschrieben sehen würde; und da ich nicht immer einen Spiegel zur Hand hatte, so stahl ich mich, wo ich nur konnte, aus ihrem Gesichtskreise hinweg. Hättest Du das nicht auch gethan?"

„Vielleicht!" versetzte Thorilde überlegend. „Sie muß aber recht unglücklich sein, Deine arme Mutter, wenn ein solcher Wahn sie quält."

„Das ist sie auch, das ist sie ganz gewiß!" fiel Ludolf mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit ein. „Und darum mußt Du Geduld mit ihr haben, wie wir Alle. Willst Du das?"

„Gewiß, gern! Nach dem, was Du mir mitgetheilt hast, werde ich sie mit großer Nachsicht behandeln, verlaß Dich darauf."

Sie waren, während dieses Gespräches, eine kleine Treppe hinaufgestiegen, und wanderten nun durch verschlungene, bald auf-, bald absteigende Gänge, bis sie in einen völlig finsteren Raum traten. Hier ließ Ludolf den Arm seiner Begleiterin fahren, tappte an der Wand umher, bis er eine dort gesuchte Erhöhung gefunden, drückte darauf, und eine kleine Oeffnung in der Form eines Viereckes sprang vor ihnen heraus, und gewährte den Blick in ein weitläufiges, düster aussehendes Gemach. Ludolf, schon vertraut mit der Unbequemlichkeit des Einganges, schlüpfte

leicht hindurch; Thorilden gelang es mit einiger Mühe, seinem Beispiele zu folgen und ein erster Blick auf ihre Umgebung belehrte sie, daß sie den Ahnensaal erreicht habe. Düster schauete eine ganze Reihefolge geschwärzter Bilder auf sie herab; bald waren es alte Gesichter, bald junge; die Trachten so verschieden, wie es der Wechsel der Mode im Laufe der Jahrhunderte hervorbringt. Eins aber hatten sie gemein, das helle Haar, das blaue Auge, und während die Farbe bei vielen so nachgedunkelt war, daß Tracht und Umgebung in ein gemeinsames Schwarz zusammenlief, blieb das Eine bei Allen sichtbar: über der hellen Stirne das gelbliche Hauptthaar.

„Hier war mein liebster Spielplatz!“ bemerkte Ludolf. „Hier war ich vor meiner Mutter sicher und brachte darum die meiste Zeit in diesem düstern Gemache zu.“

„Warum hier sicher?“ fragte Thorilde.

„Weil hierher ihr Schritt sich nie verlor, weil sie mich hier nie selbst aufsuchte, und sandte sie nach mir, so konnte ich leicht entschlüpfen.“

„Es führt doch ein anderer, bequemerer Weg in den Bildersaal, wie Du mir selbst gesagt hast,“ bemerkte Thorilde verwundert. „Hätte sie Dich suchen *wollen*, so würde sie den gewählt haben.“

„Es war nicht der Weg, den sie scheuete,“ versetzte Ludolf, „sondern das umgekehrte Bild. Sie hat mich dann

oft gefragt, ob es den Ahnen noch immer den Rücken zuwende."

„Wie so? wo ist hier ein umgekehrtes Bild," fragte Thorilde aufgeregt.

„Dort in der Ecke — gleich das zweite von jener Seite her. Die Mama ist der Meinung, daß es sich vor ihren Augen umgewendet habe, als sie am Tage nach ihrer Trauung ihren Ahnen den üblichen Besuch abstatten wollte."

„Wer ist es denn?" rief Thorilde und ihr war zu Muthe, als ob sich ihr Haar sträube.

„Stille!" flüsterte Ludolf. „Wir reden nicht gern davon. Ich will es Dir in das Ohr sagen. Es ist die letzte Rheinfeld vom Mannesstamme erster Linie."

„Aber Du bist ja auch der letzte Rheinfeld!"

„Aber nicht vom Mannesstamme! Sprich aber ja mit Niemand darüber; wir berühren es in der Familie nicht gern."

2.

Die geheimnißvolle Erscheinung.

Frau von Gasmund hatte am Morgen mit dem Baron verabredet, daß die Hochzeit des jungen Paares Anfangs September stattfinde, worauf diese die Eltern auf einige Wochen nach Paris begleiten sollten. Wohin sie selbst dann ihren Schritt wende, was sie selbst mit ihrer Zukunft beginne, hatte sie noch nicht in Betracht gezogen. Der große Zweck ihres Lebens erfüllt, galt ihr Alles einerlei; sie war, durch die innern Stürme aufgerieben, müde und matt, Thorilde versorgt, hätte sie, mit Schoppenhauer zu reden, das Leben verneinen mögen. So war sie im Augenblicke nur froh, daß Alles so gekommen, und betrat mit erheiterter Miene den Speisesaal, wo die Familie sich auf das Läuten einer großen Glocke zum Mittagsmahle versammelte.

Der Baron nahm am obern Ende des Tisches Platz, zur Rechten von ihm Frau von Gasmund, zur Linken seine Gattin, neben beiden Damen das junge Paar, und am untern Ende legte Madame Latour, bleich, ernst, schweigsam, die Speisen vor. Man befand sich im engsten Familienkreise, wo heiteres, unbefangenes Geplauder seine liebste Stätte findet; allein kein eigentliches Gespräch wollte aufkommen. Fort und fort richteten sich Aller Blicke auf die Baronin, als habe Jeder in ihren Mienen sein Schicksal zu lesen. Ludolf ließ manche Speise mit einem fragenden Blicke zu seiner Mutter hinüber an sich vorübergehen, und richtete an seine Braut nur halbe Worte. Frau von Gasmund unterhielt sich mit dem Baron, allein dessen einsilbige Antworten ermüdeten, und so ließ auch sie endlich das Gespräch fallen.

Die Baronin aß wenig und nur Vegetabilisches. Auch den Wein verschmähte sie. Träumerisch und wie abwesend hing ihr Auge bald an diesem, bald an jenem. Endlich schien sie die völlige Stille um sich zu bemerken und redete ihre Nachbarin an. Sie fragte, ob sie Jung Stilling gelesen, mit dem Wirken der Frau von Krüdener bekannt sei, überhaupt mit dem Leben der Seele sich beschäftigt habe. Frau von Gasmund mußte Alles verneinen. Sie hatte sich nie über das Warum der Dinge beunruhigt; wie die Welt entstanden sei, das war ihr völlig einerlei, sie hatte es mit dem wirklichen Leben der Gegen-

wart zu thun; wie sie auf der Erde Fuß fassen konnte, das allein zog sie in Betracht. Aus Höflichkeit sprach sie dies jedoch nicht in klaren Worten aus; sondern ging vielmehr auf das von der Wirthin angeregte Thema ein. „Blut ist ein ganz besonderer Saft," fuhr diese fort. „Wir erobern damit Dinge, von denen ein Anderer sich kaum etwas träumen läßt. Meine Familie ist überdem noch durch weibliche Abstammung mit dem berühmten St. Germain verwandt."

Frau von Gasmund war nicht sehr belesen; was sie am besten noch kannte, waren Romane von Dumas, Sue und Paul de Kock; eine Kenntniß der Literatur, welche die größere Zahl vornehmer Weltdamen mit ihr theilt; allein der Name von St. Germain war dennoch in ihrem Gedächtnisse geblieben; sie knüpfte sogar den seines Zeitgenossen Cagliostro jetzt daran, und erwiederte etwas über dessen wunderbare Sehergabe.

Die Baronin ging nun zu Zschocke, Swedenborg und anderen berühmten Visionären über, deren zweites Gesicht mit den Worten der Kassandra beklagend:

„Meine Blindheit gieb mir wieder
Und den glücklich frohen Sinn!
Nimmer sang ich heitere Lieder
Seit in Deinem Dienst ich bin."

„Ja," fügte sie mit einem ausdrucksvollen Seufzer hinzu, „es ist kein Glück, weiter zu blicken, als Andere;

die Gedanken der Menschen auf ihrem Gesichte zu lesen, macht keine Freude."

Frau von Gasmund wollte sagen: „Und das können Sie?" allein sie hielt das Wort noch auf der Lippe zurück und erwiederte ausweichend: „Zum Glücke verspricht uns der Fortschritt der Naturwissenschaften Entdeckungen, welche jedes Dunkel aufhellen werden."

Es war dies eine der Phrasen, womit Laien, welche Vorlesungen besuchen, ohne von dem vorgetragenen Gegenstande Kenntniß zu besitzen, die ein Aufsummiren verständlich machen, um sich werfen. Die Baronin nahm die Erwiederung auf und entgegnete:

„Mit dem Secirmesser und dem Mikroskope werden wir den Geist, der aller Materie Leben und Bewegung verleiht, nicht durchdringen; die Mittel aber, welche wir dazu benutzen könnten, verschmäht man, weil sie in Weibeshand gelegt sind. Nur mit seltenen Ausnahmen wird ein Mann geistig schauen, ich meine von Geist zu Geist; die Frau aber, weil sie ihrer Natur nach schon meistens nicht selbstbewußt handelt, ist stets auf dem Wege es zu thun. Darum die Pythia bei den Alten; darum die Sibyllen und die Hexen, welche man bei uns so jämmerlich verbrannte. Die Heiden waren also doch menschlicher gesinnt, wie wir es sind. Bei ihnen blieb die Frau eine Verkündigerin ewiger Wahrheiten. Das auch soll sie sein. Bevor man ihr diesen Platz wieder anweist, wird die Welt auf geistigem

Gebiete keinen Fortschritt machen. Wir bleiben stehen, wenn wir das Ewige aus ihrem Mund zu vernehmen uns sträuben; ja das Schweigen ihr gebieten."

Sie hielt inne. Frau von Gasmund war jetzt vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben um eine Erwiederung verlegen. Sie führte, um Zeit zu gewinnen, ihr Glas an die Lippen. Daß es in dem Kopfe der Baronin nicht ganz richtig aussähe, stand jetzt bei ihr fest und darauf Rücksicht nehmend, entgegnete sie vorsichtig:

„Es ist vielleicht eine Uebergangsperiode. Man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht."

„Da haben Sie recht; man sieht ihn nicht!" fiel ihre Nachbarin beistimmend ein. „Wir hören nur auf Menschenstimmen und nicht auf die der Geister."

Das Mahl war zu Ende, man brach auf. Frau von Gasmund fiel ein Stein vom Herzen. Trotz ihres Tactes als Weltdame hätte sie vielleicht bald das richtige Wort nicht mehr gefunden. Welche Schwiegermutter für die arme Thorilde!

Man nahm den Kaffee auf der Terrasse ein, wohin die Baronin und Madame Latour ihnen nicht folgten. Der Baron hatte den Wagen zu einer Spazierfahrt bestellt. Während man ihn erwartete, sprang Ludolf wie ein vom Zwange sich frei fühlendes Kind umher. Er quälte seinen Vater um ein Reitpferd für Thorilde, welche die weiten Promenaden mit ihrem Fuße nicht un-

ternehmen könne, und bei dem schönen Wetter sei für Beide im Hause zu bleiben unmöglich. Der Baron versprach sich darnach umzusehen; allein Ludolf wollte, was er wünschte, sogleich erhalten und drängte ihn, Boten an die Pferdehändler der Umgegend auszusenden, damit sie morgen in frühester Frühe ihre Thiere zur Ansicht vorführten. Endlich geschah denn auch, was er so dringend begehrte. Thorilden flüsterte er darauf zu: „Siehst Du? Ich erhalte, was ich nur will, von meinem Papa; aber quälen muß ich ihn erst, damit er durch Gewährung meiner los zu werden suche. Das ist nun einmal nicht anders. Kennt man es, so schickt man sich darein. Du mußt es mir ablernen, dann thut er Dir ebenfalls Deinen Willen."

„Niemals!" sagte sie kopfschüttelnd. „Niemals werde ich Deinen guten Vater das, was er mir nicht gerne und von selbst giebt, abverlangen."

„Dann bist Du eine große Thörin!" erwiederte er, wie sie bemitleidend. „Von selbst verfällt er auf nichts, weil seine Gedanken stets bei meiner Mama sind."

Eine offene Kalesche hielt bereits unten im Schloßhofe, die beiden Damen nahmen auf dem Vordersitze Platz, die Herren ihnen gegenüber, der Jäger sprang zu dem Kutscher auf den Bock, und die Pferde zogen lustig an. —

Die rasche Bewegung machte die Hitze weniger fühl-

bar, ein frischer Luftzug kühlte dann und wann auch noch die Atmosphäre; zu ihren Füßen tauchte bei jeder Krümmung des Weges der Rhein auf, und selbst die auf und ab fliegenden Dampfschiffe konnte man mit bloßem Auge unterscheiden. Thorilde besaß sehr viel Schönheitssinn, der Reiz dieser Landschaft füllte sie daher mit ungeheucheltem Entzücken; Ludolf aber freuete sich nur, weil es ihr gefiel, und er die Gegend gleichsam, wie seinem väterlichem Erbe zugehörend, betrachtete. Ihr Lob klang ihm daher wie eine Schmeichelei, es that ihm wohl ihr auch dies Zubehör zu seinen Besitzungen noch bieten zu können.

Jetzt bogen sie ab in den Wald, an dessen anderer Seite, in einem Thale, der dem Schlosse zugehörende Pachthof lag. Thorilde ahnte nicht, daß man ihr Kommen hier angemeldet und ihr einen feierlichen Empfang vorbereitet hatte; sie erglühte daher vor Ueberraschung, als an dem mit Blumengehängen verzierten Thore die ganze festlich gekleidete Schuljugend des Dorfes sie mit einem feierlichen Gesange begrüßte, welchen der Lehrer mit einer Anrede begleitete, die Wünsche für das Fortbestehen der Familie Rheinfeld enthielt. Am Schlusse überreichte er ihr ein großes Bouquet. Sie nahm dies unter hervorstürzenden Thränen entgegen; und konnte in ihrer tiefen Bewegung nur nicken und ihren Dank lächeln. Ludolf sah sie verwundert an. Er hatte gedacht, daß sie sich freuen würde, und sie weinte. Auch Frau von Gasmund begriff ihr Be-

tragen nicht. Thorilde gewahrte die verwunderten Blicke und gerieth dadurch in doppelte Verlegenheit. Schüchtern wandte sie sich den Kindern zu, und strebte, indem sie einige freundliche Worte an diese richtete, sich zu fassen.

An der Thüre des Wohnhauses empfing sie nicht minder feierlich der Pachter mit seiner Familie und daß nicht auch der Prediger sie bewillkommte, dankte sie nur seiner zufälligen Abwesenheit, dem heute vielleicht unwillkommenen Rufe an das Bett eines Kranken.

Alle diese Leute grüßten sie wie ihre zukünftige Herrin, die Schöpferin ihres Wohlstandes, ihres irdischen Glückes, ihre Trösterin in der Noth, ihre Stütze in jeder Widerwärtigkeit; das flößte ihr ein Gefühl der Beschämung vor sich selbst ein, von dem sie sich nicht gleich erholen konnte. Denn hatte sie wohl jemals daran gedacht, welche Verpflichtungen sie als Gattin des Baron von Rheinfeld übernehmen würde? — Hatte sie seine Hand wohl aus einem anderen Beweggrunde angenommen, als den, durch seinen Namen den Makel ihrer Geburt zu verdecken, ihre gesellschaftliche Stellung zu sichern? — Eigennutz hatte sie also geleitet. Und nun sah sie sich so verehrungsvoll, wie ein Wesen, das Glück zu bringen gekommen ist, willkommen geheißen. Es waren nicht Ludolf und seine Eltern, es waren alle zu deren Grundbesitz gehörenden Leute, welche von ihr den Erben dieses Hauses und das Fortbestehen der gewohnten Beziehungen zu demselben erwarteten; ihr

war also zu Muthe, als gehöre sie sich selbst nicht mehr an, sondern sei im Dienste der Menschheit eine Mission zu erfüllen beauftragt, und mit diesem Rufe an ihr Herz und ihre Willfährigkeit kam sie sich Gott näher getreten vor; ja verstand sie zum ersten Male der Empfindung nach die ideale Aufgabe der Mutter Gottes — welche irdisch genommen die eines jeden Weibes ist und bleibt.

Ihre Gestalt hob sich, ihr dunkeles Köpfchen senkte sich, und ein neues Licht strahlte aus ihrem Auge; Demuth und Gottergebung hatten es ihr geliehen. Die Pflicht der Dankbarkeit, aus Familienpietät geübt, hatte ihr Herz kalt gelassen; indem es jetzt, die Menschen, wie Gottes Kinder, zu beglücken sich vorsetzte, und die edelste der Empfindungen, die der Humanität, in sich aufkeimen ließ, wurde ihre Brust weit und ein neues Glück ihr offenbar. In sich versenkt, wie eine Träumende, schaute sie um sich; ein neuer Tag war für sie angebrochen, ein neues Leben hatte für sie begonnen. Sie war durch ihr Empfinden eine Christin geworden. Sie nahm ihr Kreuz auf sich, und gelobte den Gehorsam; sie war eine Geweihte des Herrn, der ihr in dieser kurzen Minute seinen ewigen Geist mitgetheilt hatte.

So liegt der schlummernde Funke in mancher Menschenseele begraben, die inneren Stimmen schweigen vor dem Geräusche der Welt, und was wir Unglück und hartes

Schicksal nennen, muß kommen, um den blinden Augen Licht zu geben, ihnen die Aufgabe des Lebens zu zeigen.

Man nahm Erfrischungen zu sich; der Pachter und seine Frau bedienten die Gäste, Thorilde faßte sich so weit, um freundlich mit ihnen von ihren Geschäften und ihren Kindern reden zu können. Schnell gewann sie nun deren Zutrauen, Vorathsboden, Milchkammer und Keller wurden ihr gezeigt, und alle Einzelheiten der Wirthschaft ihr auseinander gesetzt. Sie hörte ihnen mit Theilnahme, wenn auch noch nicht mit Verständniß zu, und ihr Eingehen auf die Interessen dieser Leute verlieh ihrem Selbstbewußtsein das Genügen einer erfüllten Verbindlichkeit.

Ludolf folgte ihren Schritten, der Baron und Frau von Gasmund blieben allein im Zimmer zurück. Als man die Kühe, das Federvieh und schließlich den Garten besah, fing auch er Theilnahme zu zeigen an. An den Spaliers prangte das schönste Obst, auf einen Wink der Pachterin pflückte der Gartenbursche die rothbäckigen Pfirsiche ab, legte sie auf Blättern in einen neuen Korb, und brachte sie der gnädigen Braut. Diese Gabe war schon eine Herzensgabe, es war die Geburt des keimenden Wohlwollens. Thorilde empfand das, und legte in ihren Dank den Ausdruck der Wärme, welcher, aus dem Herzen kommend, an die Herzen geht. Als sie in das Haus zurückkehrte, war die Falte auf ihrer Stirne verschwunden.

„Man hat Sie geplagt,“ bemerkte der Baron, als sie

wieder im Wagen saßen. „Die Leute gehen leicht in ihren Anforderungen an unsere Zeit und unsere Theilnahme zu weit, und zwingen uns dadurch schließlich zu abwehrender Kälte.“

„Ich finde es schön, daß sie sich mit solchem Vertrauen zu uns wenden,“ erwiederte Thorilde bescheiden. „Gebe Gott mir nur die Einsicht, um ihnen, wenn sie es bedürfen, mit Rath und That beistehen zu können, es ist ja das Einzige, womit man vor dem Schicksale seine bevorzugte Stellung rechtfertigen kann.“

„Liebe Tochter, Sie sprechen ja wie eine kleine Demokratin!“ warf der Baron scherzend hin.

Thorilde erröthete.

„Ich weiß nicht, was Sie darunter verstehen, lieber Papa! denn in der Politik bin ich gar nicht zu Hause,“ sagte sie sanft. „Ich glaubte nur dem christlichen Gebote nach zu reden: darum diene Deinem Nächsten gern, denn wir sind Alle Brüder.“

Frau von Gasmund sah ihre Tochter verwundert an.

„Doch mit einigem Unterschiede Brüder,“ versetzte der Baron in väterlich belehrendem Tone. „Denn wären wir nicht ungleich geboren, so fiele aller Standesunterschied weg; die Demokraten aber wollen uns die Geburt nicht anrechnen und nur dem Verdienste die Auszeichnung gönnen. Gestatteten wir das, so kämen wir um unsere ganzen Prärogative.“

„Sie blieben aber doch nicht minder Herren auf Rheinfeld?“

„Das wohl; aber, à quoi bon? — Herren auf Rheinfeld sein, bedeutete, für eine bevorzugte Stellung, sehr wenig, wir dürfen daher, uns diese zu erhalten, nicht nachgeben.“

Man konnte die entfernter liegenden Besitzungen heute nicht mehr in Augenschein nehmen, und kehrte daher auf einem Umwege in das Schloß zurück. Dieser führte durch einen im Rücken des Berges gelegenen sehr schönen Wald, worin ein kleines Jägerhaus stand, vor dem sie anhielten. Wie es schien, war dieses Haus auf den Ruinen eines alten Mauerwerkes errichtet, das ein Schloß, oder auch nur einen Thurm oder eine Warte vorgestellt haben mochte; denn in dem kleinen Garten ragten mit Ephen bewachsene Ruinen malerisch aus den zum Bedarf des Hauses angepflanztem Gemüse hervor. Aber auch das neue Haus trug einen altmodischen Anstrich: die Fenster waren klein, lagen sehr hoch und waren alle mit Gittern versehen. Selbst an den Dachstuben war diese Vorsichtsmaßregel getroffen, obwohl es dort nicht gegen den Einbruch geschehen sein konnte. Indem Thorilde musternd ihr Auge darauf ruhen ließ, fiel ihr dieser Umstand auf.

„Wäre Dein Fuß nicht schwach, so könnten wir nach Hause gehen; denn von hier über den Berg führt ein Pfad,

der uns in fünf Minuten dahin bringt, während der Wagen eine halbe Stunde braucht," bemerkte Ludolf.

„Dann ist es aber wohl sehr steil?" fragte sie, verwundert aufschauend.

„Ach nein. Es sind Stufen und dann geht es durch einen in den Felsen gesprengten Gang. Unsere Vorfahren haben ihn gemacht, um unbemerkt diese Warte erreichen zu können, und mein Vater hat ihn restauriren lassen. Als Knabe war es mein Versteck. Wenn ich lernen sollte, so entschlüpfte ich meinem Lehrer durch diese Passage."

„Das war nicht recht von Dir, Ludolf," sagte Thorilde vorwurfsvoll.

„Schilt mich nicht jetzt noch deshalb," erwiederte er schmollend. „Ich wünsche ja selbst schon genug, daß ich fleißiger gewesen wäre, und nichts mehr zu lernen brauchte."

„Dahin kommt man nie, Ludolf. Je mehr man weiß, je mehr wünscht man zu wissen," sagte Thorilde altklug.

„Das glaube ich, wird mein Fall nicht sein," meinte der junge Baron. Die Braut lachte und schlug ihm vor, von morgen an seine englischen Studien wieder aufzunehmen; er aber schob es hinaus, bis sie die ganze Umgegend kennen gelernt habe und ihnen die Zeit lang werde.

„Glaubst Du, daß dies jemals geschehen wird?" sagte sie kopfschüttelnd.

„Auf Umgang dürfen Sie leider nicht allzu sehr

rechnen, liebe Tochter," nahm der Baron das Wort. „Unsere Gutsnachbaren wohnen theils zu entfernt, theils sind sie nicht gesellig, oder auch an Alter nicht passend; wir haben daher, in Bezug auf den Verkehr mit ihnen, nur der Form genügt. Ludolf wird also in den nächsten Tagen mit Ihnen umherfahren und Sie vorstellen. Im Sommer entbehrt man Umgang nicht, und im Winter, wenn es Ihnen zu einsam wird, gehen Sie auf einige Monate in die Stadt. Auf die Weise kommt man über die kurzen Tage und langen Abende hinweg und der Frühling ist da."

„Ich denke, das junge Paar wird den Carneval bei mir in Berlin verleben," sagte Frau von Gasmund und reichte Thorilden zärtlich die Hand. Aber das heitere Lächeln, welches bei dem Gedanken an dies Wiedersehen ihren Mund umspielte, machte plötzlich einem melancholischen Ernste Platz; denn Ellena stand vor ihr und sie griff bangend nach dem krampfhaft sich zusammenziehenden Herzen. —

Als man das Schloß erreichte, stand der alte Thürhüter, die Mütze in der Hand, ihrer wartend am Thore. So wie der Baron dem Wagen entstiegen war, flüsterte er diesem eine Nachricht zu, welche jenen bestürzt zurückfahren ließ. Weder Frau von Gasmund noch Ludolf hatten es bemerkt. In das Haus tretend, warf Thorilde noch einen Blick zurück, und sah ihn in heimlichem Gespräche mit dem Alten.

Kaum hatten sie ihre Sachen abgelegt, so rief man sie zum Thee. Zu ihrer nicht angenehmen Ueberraschung fand Frau von Gasmund die Baronin vor, von der in ein Gespräch gezogen zu werden sie fürchtete. Natürlich wurde ihr der Ehrenplatz an deren Seite zu Theil.

„Ich hoffe, daß Sie sich um unsertwillen keinen Zwang auflegen, gnädige Frau," begann sie artig. „Wir wissen, daß Sie späte Stunden und Aufregung nicht vertragen, und wollen lieber das Vergnügen Ihrer Gegenwart entbehren, als Ihre Gesundheit durch Aufopferung Schaden leiden sehen."

„Beruhigen Sie sich, liebe Frau von Gasmund," nahm jene das Wort. „Wenn ich mich leidlich befinde, ist mir eine kleine Zerstreuung recht wohlthätig. Es liegen oft schwere Gedanken auf mir, die abzuwälzen, von denen mich zu befreien ich nicht im Stande bin. Es geht mir, wie Kassandra: „Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefe blickt."

„Ist Ihnen Musik vielleicht ein günstiger Ableiter? Thorilde spielt recht artig, und hat auch eine schöne Stimme." Frau von Gasmund hoffte dadurch des Zwiegespräches enthoben zu werden; allein die Baronin erwiederte, daß sie der Macht der Töne nicht zugänglich sei und der Flügel überdem, seit Menschengedenken nicht benutzt, ganz außer Stand wäre.

Dies empörte Ludolf auf das lebhafteste. Man

wußte, daß seine Braut sehr musikalisch sei, und hatte dafür nicht gesorgt? Ohnehin durch die Gegenwart der Mutter verstimmt, rückte er seinem Vater näher und unterhielt ihn durch lebhafte Vorwürfe. Es sollte sogleich ein neues Instrument verschrieben werden; es sei eine Schande, das Schloß der Rheinfeld in diesem verwahrlosten Stande zu lassen, was mußte Frau von Gasmund von solcher Unaufmerksamkeit für ihre Tochter denken; am besten, man sende noch diesen Abend einen reitenden Boten ab, und ließe schleunig das fehlende Möbel kommen. Der Baron vertheidigte sich vergeblich gegen die Anklagen und Vorwürfe des Sohnes, welcher schmollend und zürnend ihm nicht von der Seite wich, bis ihm seine Forderung gewährt ward.

Madame Latour verrichtete wieder schweigend ihr Amt. Thorilde redete sie französisch an, meinend der Klang ihrer heimathlichen Sprache müsse ihrem Ohre wohlthätig sein. Auch war es so; denn sie lächelte und warf einen gütigen Blick auf sie; allein karg und einsilbig blieben demungeachtet ihre Erwiederungen.

Die Baronin benutzte diesen Moment, wo Alle beschäftigt waren und kein Ohr ihre Worte zu belauschen schien, um Frau von Gasmund zuzuflüstern: „Eine Gefahr droht uns. Ich sehe sie; allein ich kann sie nicht nennen. Ganz in unserer Nähe lauscht ein Verderben. Die Geister haben es mir gesagt.“

Sie konnte nicht weiter sprechen; denn Madame Latour, welche Thorilden nur halbe Aufmerksamkeit schenkte, richtete das lauernde, halbverschleierte Auge zu ihr hinüber, und als sie sah, daß sie heimlich mit Frau von Gasmund sprach, stand sie auf und bot ihr eine Speise. Von da an ließ sie sich auf keine Unterhaltung mit Thorilden wieder ein; sie schien am Theetische fortwährend beschäftigt zu sein, den Blick auf ihre Gebieterin.

Frau von Gasmund erhob sich gleich darauf und bat, Ermüdung vorschützend, sich zurückziehen zu dürfen; denn es war ihr so unheimlich in der Nähe dieser seltsamen Frau zu Muthe geworden, daß sie der peinlichen Empfindung ein Ende machen mußte.

Der Baron schien durchaus nicht mißvergnügt darüber, den kleinen Kreis sich auflösen zu sehen; Ludolf begleitete die Damen in ihre Zimmer und sprang frohlockend auf die Terrasse hinaus; denn theils freute es ihn, seinem Vater den Flügel für Thorilde abgerungen zu haben, und er jubelte darüber, wie wenn er eine Schlacht gewonnen hätte; theils auch war er froh, der ihn peinigenden Gegenwart seiner Mutter ledig zu sein. „Morgen das Pferd, übermorgen der Flügel!“ sagte er, sich verabschiedend, wie im Triumphe. „Thue mir dafür auch den Gefallen, recht früh aufzustehen! damit wir, bevor es zu heiß wird, ausreiten können.“ Sie versprach Alles, dankbar, daß er so sorgend für sie bemüht war. „Ludolf

ist doch ein recht guter Mensch!" sagte sie, als er gegangen, zu ihrer Mutter. „Seine Liebe und Anhänglichkeit thut mir wohl, es ist mir, als ob ich einen Bruder in ihm gefunden hätte, und wenn er älter wird, so wird er auch verständiger werden und sich ernsthafter beschäftigen. Glaubst Du das nicht auch?"

„Gewiß," erwiederte Frau von Gasmund zerstreut. „Eine junge Frau kann, so lange sie die Liebe ihres Mannes besitzt, viel aus ihm machen. Mir bangt nicht, daß Du Ludolf, zu seinem und Deinem Glücke, wirst lenken können; aber die Mutter...."

Sie hielt hier inne.

„Die Mutter wird ja nicht immer mit uns leben," sagte Thorilde und der Baron ist ein so wohlwollender Mann! Er geht so recht väterlich mit mir um!"

„Ja wohl!" fiel Frau von Gasmund ihr in das Wort, „aber es ist doch etwas nicht richtig in diesem Hause und das quält mich."

„Wie so?" fragte Thorilde aufhorchend.

„Hast Du noch nichts gemerkt?"

„Was mir aufgefallen wäre? Freilich!"

„Und Du schweigst?" sagte Frau von Gasmund vorwurfsvoll.

„Ich bin noch so jung und unerfahren, habe so wenig in der Welt gesehen, daß mir Vieles auffallen kann, was sich von selbst versteht. So verwunderte mich

zum Beispiel, daß das Jägerhaus bis in das Dach hinauf Gitter hatte."

„Gitter?" fragte Frau von Gasmund.

„Hast Du es denn nicht gesehen, Mama? Es sah ja wie ein Gefängniß aus!"

Frau von Gasmund schüttelte den Kopf.

„Dann habe ich in der Nacht einen Schrei gehört."

„Einen Schrei?" fragte sie zurück.

„Ja, gellend, durchdringend, wie von weiblicher Stimme; aber es kann im Traume gewesen sein."

„Wer würde denn so etwas träumen? Wie gesagt, es ist hier etwas nicht in der Ordnung; aber, was es ist, vermag ich noch nicht zu ergründen. Am besten, Du suchst es von Ludolf zu erfahren, der plaudert in seiner Unbefangenheit, was die Uebrigen verschweigen, aus."

„Ich glaube nicht, daß man ihm ein Geheimniß anvertrauen würde," erwiederte Thorilde zweifelnd.

„Sage das nicht. Er ist hier groß geworden und ein Kind belauscht manches."

„Aber was sollte denn hier zu belauschen sein?"

„Ja, das weiß ich auch nicht."

„Er hat mir ein Ahnenbild gezeigt, das umgekehrt an der Wand hängt und seine Mutter abhält den Saal zu betreten," bemerkte Thorilde nachsinnend.

„Hast Du das Bild gesehen?" fragte Frau von Gasmund lebhaft.

„Behüte! Es darf nicht umgekehrt werden. Auch Ludolf sah es immer nur von der Rückseite, und keine kindische Neugierde vermochte ihn je es umzukehren."

„Und der Grund?"

„Er weiß ihn nicht."

„Oder will ihn nicht sagen."

„Nein, nein! Das liegt nicht in Ludolf's Art. Er ist damit groß geworden und das Gewohnte hat seine Neugierde dann schon nicht mehr gereizt. Was mich aber verwundert, ist seine Geschichte von der Capelle."

„Welche?" rief Frau von Gasmund erwartungsvoll

„Es soll nämlich, wenn ein Erbe der Rheinfeld sich dort trauen läßt, aus der Gruft hervor ein Amen erschallen, wenn seine Vorfahren die Wahl billigen, und wenn nicht, so zieht ein Seufzer durch die Kirche, und verspricht Unheil."

„Welch ein Ammenmährchen!" sagte Frau von Gasmund kopfschüttelnd. „Solche Geschichten erzählt man sich in jedem alten Schlosse! Am Ende wird man auch noch hier umgehende Gespenster vorräthig haben! Es ist wie mit der weißen Dame im Schloße zu Berlin. Dynastien nehmen gerne an, daß die unsichtbaren Mächte sich an ihrem Fortbestehen betheiligen, und bald warnend, bald zürnend sich einmischen; sie halten ihre Wichtigkeit im großen Buche der Weltgeschichte für gewiß, ihr Verkehr mit der Geisterwelt ist eine Ausgeburt ihres Familienstolzes. Ich

wünschte, daß die Rheinfeld sich solcher Thorheit nicht schuldig machten; denn sind sie auch eine ganz gute Familie, so sind sie doch nicht so absonderlich bedeutend, um die Todten ihretwegen aus den Gräbern hervorkommen zu lassen."

„Laß uns leise sprechen, Mama," flüsterte Thorilde; „ich habe so eben ein Licht in jenem alten Thurme bemerkt, und man könnte uns von dort aus bei der Stille des Abends belauschen."

Frau von Gasmund lagen die Worte der Baronin immer noch schwer auf der Seele und sie war unschlüssig, ob sie sie Thorilden mittheilen oder ihr ein Geheimniß daraus machen sollte. Sie beharrte endlich, obwohl es ihr schwer ward, bei dem letzteren.

„Laß uns zur Ruhe gehen, mein Kind!" sagte sie seufzend. „Der neue Tag bringt neue Gedanken. Wir wollen uns nicht durch Gitterfenster, Seufzer, Amen und verdeckte Ahnenbilder aufregen, sonst kommen uns solche Dinge noch im Schlafe vor. Du bist ja ein Berliner Kind; die sind, wie man sagt, gewitzigt, und sehen keine Gespenster. Sieh also nur mit recht besonnenem Auge um Dich, und laß Dich von keinem Eindrucke beherrschen. Wenn ich auch gesagt habe, daß hier nicht Alles richtig sei, daß uns noch irgend eine Entdeckung vorbehalten sein könne; so meinte ich damit sicherlich keine, die der unsichtbaren Welt angehörte, sondern der sichtbaren. — Es können Familienverhältnisse bestehen, die man uns noch ver-

heimlicht; man kann eine Sorge auf dem Herzen haben, die man uns, weil wir noch fremd stehen, vorenthält. Es ist, wie gesagt, ein Etwas hier, das wir noch erfahren sollen; allein das braucht uns weiter nicht zu beunruhigen, denn es kann mit Deinem Verhältniße zu Ludolf nichts zu thun haben und das allein ist für uns von Wichtigkeit. Laß Dich also dadurch nicht beunruhigen; denn nichts kann Deinem Glücke störend sein, als was Dir durch ihn kommt. Und nun Gottes Segen über Dich, mein theures Kind! Dein guter und starker Wille hat meine letzten Lebenstage erhellt; dafür muß es Dir immer wohl ergehen, wenn anders der Segen der Eltern den Kindern wirklich Häuser erbaut."

„Deine letzten?" rief Thorilde dazwischen.

„Laß Dich das nicht erschrecken, mein Kind! Solche Todesahnungen sind oft die Geburt einer kranken Leber, wie der Arzt sagt. Es mag also auch bei mir der Fall sein. Ob ich nun aber sterbe, heute, morgen, in zwanzig Jahren, gleichviel: Du hast die eine große Sorge von meiner Brust genommen, Deine Zukunft! — Ich lasse Dich als Baronin Rheinfeld auf Erden zurück, und ich sterbe vergnügt."

„Mutter!" sagte Thorilde und legte das Haupt wehmüthig an die Brust der stolzen Frau, „ob es auch wohl recht ist, so viel Werth auf den Klang eines Namens zu legen? Mir wird oft ganz ängstlich zu Muthe, wenn ich

Dich so reden höre; denn es kann Gott doch nicht wohlgefällig sein."

„Warum nicht, mein Kind. Er hat den Adel geschaffen und muß daher auch wünschen ihn erhalten zu sehen. Er will es so; denn ohne ihn geschieht nichts; ohne ihn fällt kein Apfel zur Erde."

Thorilde schwieg. Sie wußte auf die Gründe der Mutter nicht immer einen Widerspruch zu finden; wenn dieser gleich in ihrem Empfinden, welches ihr sagte, daß diese nicht das Rechte getroffen, vorhanden war. Erst wenn sie dann lange nachgedacht hatte, wurde ihr klar, warum sie dies und jenes nicht billigen konnte. Sie küßte Frau von Gasmund jetzt, zog sich in ihr Zimmer zurück, entließ ihre Jungfer, betete, und legte sich zur Ruhe. Jugend und Gesundheit finden schnell den wohlthätigen Schlummer, die Hoffnung ist noch stärker, wie die Sorge, und das Bewußtsein das Gute zu wollen, trägt himmelan.

Frau von Gasmund dagegen suchte vergeblich den Schlummer. Sie wiederholte sich Alles, was Thorilde ihr mitgetheilt, sie wiederholte sich auch die Worte der Baronin: „Ganz in unserer Nähe lauscht das Verderben!" und sie fragte sich, ob die Frau im Wahnsinne so gesprochen, ob sie sie wie eine Geisteskranke betrachten solle, oder wie sie sich deren sonderbares Wesen, ihre Stellung in der Familie zu denken habe. Jedenfalls war diese Schwiegermutter eine höchst unangenehme Zugabe und sie bewun-

derte Thorildens guten Muth, welcher über diese Beziehung so leicht hinwegging. „Gott erhalte sie dabei!“ flüsterte sie in sich hinein, „Gott erhalte sie dabei! Sie wird ihren Muth noch auf manche Probe gestellt sehen; aber ich kann es ihr nicht ersparen.“

Ihre Gedanken drehten sich im Kreislaufe um die Gegenstände ihrer Sorge, wie es in nächtlicher Weile zu gehen pflegt. Alles im Hause war still, nur der Pendel der Uhr und eine nagende Maus unterbrachen das Schweigen, es hatte lange schon Elf geschlagen, jetzt schlug es an der großen Hausuhr Zwölf. Frau von Gasmund seufzte, daß ihr keine Ruhe beschieden sei, und versuchte mechanisch bis 5 zu zählen.

Plötzlich war es ihr, als ob eine Hand an den Jalousien rüttele und sie zu öffnen versuche. Sie lauschte. — War das nicht auch wie ein Schritt? — Sie hielt den Athem an. Deutlich hörte sie, wie Jemand an der Thüre des Salons den Drücker auf und ab bewegte. Sollte ein Dieb seinen Weg hierher gefunden haben und Einbruch versuchen? — Thorilde schlief nebenan; war sie dort auch in Sicherheit? Mit zitternder Angst schlüpfte sie aus dem Bette, fuhr in die leichten Morgenschuhe, und schlich der Thüre zu. Das Geräusch schien zu ihrem Fenster zurückzukehren. Leise öffnete sie den Flügel, ließ die Jalousie herab und blickte durch die Stäbe; da sah sie, dicht vor sich, wie Auge in Auge mit sich, eine weiße Frauengestalt mit einem

Todtengesichte; ein gellender Schrei entfuhr hierauf ihrer Lippe, vor diesem Tone schien die Erscheinung zu erbeben und in sich zusammen zu sinken. Als Thorilde, durch die Stimme ihrer Mutter aufgeschreckt, herbeieilte, fand sie diese besinnungslos am Boden liegen, und brachte sie, mit Hülfe der auf ihr Schellen herbeieilenden Jungfer auf ihr Lager, wo sie, zu sich kommend, keine Ursache des Falls nennen wollte.

3.

Die alte Hausbibel.

Am folgenden Tage schienen alle Mitglieder des Kreises mehr oder minder verstimmt und mit ihren Gedanken abwesend zu sein; nur Ludolf zeigte die gleiche glückliche Laune. Schon in der Frühe trafen die Reitpferde ein und Thorilde ritt Probe. Er gab dabei den Stallmeister ab, hielt seine Hand zum Tritte für den zierlichen Fuß hin und legte darauf das lange Gewand in die richtigen Falten. Stolz tanzte das herrliche Thier mit seiner schönen Bürde auf und ab, auf ihr Geheiß den Schritt, den Galop und was sie angab, versuchend. Sie besaß eine leichte und dabei geschickte Hand, und saß vortrefflich im Sattel, so daß die Bewunderung ihres Verlobten eine wohlverdiente war. Als er eine Wahl

getroffen, rief er seine Eltern und Frau von Gasmund, ihre Billigung herausfordernd, herbei.

Während der Mahlzeit ruhte das Auge der Baronin zu verschiedenen Malen prüfend auf den Zügen der Frau von Gasmund. Diese bemerkte es und wurde verlegen. Ihre Blässe mochte jener auffallen. Oder sollte sie gar die Erscheinung dieser Nacht darin ahnen?

Sonderbarer Weise bildete Frau von Gasmund sich ein, daß sie sich selbst gesehen habe und brachte damit ihr nahe bevorstehendes Ende in Verbindung. Ihre Todesgedanken ließen sie wünschen, den Tag der Verbindung des jungen Paares näher gerückt zu sehen und sie war entschlossen, den Baron in ihrem ersten Zwiegespräche diesen Vorschlag zu machen. — Schon heute wäre es geschehen, wenn nicht seine Gemahlin, als man über die Nachmittagspromenade sprach, den Wunsch ausgesprochen hätte, von der Partie zu sein, und in deren Gegenwart fühlte sie sich stets befangen.

Ludolf und Thorilde ritten neben dem Wagen her, bald folgend, bald voraus, wie es sich machte. „Ein schönes Paar!“ bemerkte die Baronin, ihnen mit den Augen nachblickend. „Wenn man sie miteinander sieht, sollte man glauben, das Glück folge ihren Schritten,“ und doch ist Alles bei ihnen nur Wahn.“

Madame Latour, welche der Baronin gegenüber saß, stieß sie unmerklich mit dem Fuße an.

Frau von Gasmund war um eine Antwort verlegen. „Freilich!“ begann sie, wie die Worte ihrer Nachbarin noch überlegend. „Allein ist es bei uns nicht eben so? — Ist schließlich unser ganzes Leben mehr als ein Wahn? Die Wahrheit, sagt Paulus, wo ist sie, als bei Gott!“

Sie freute sich innerlich über diese wohl gelungene Phrase, und konnte ein zufriedenes Lächeln kaum verbergen, besonders seit sie sah, wie die Baronin diese Erwiederung aufnahm. Sie seufzte und murmelte: „Ja wohl! Ja wohl! All' unser Erkennen ist Stückwerk. Unser geistiges Schauen ist und bleibt ein halbes, es quält uns am Tage, verdirbt unsere Nächte und sondert uns von denen ab, welche nicht körperlos sehen. Zu allen Zeiten hat man die Frauen, um dieser Gabe willen, verfolgt. Die man sonst verbrannte, steckt man jetzt in ein Irrenhaus.“

„Alma! Alma!“ sagte der Baron mit einem bittenden Blicke. „Rege Dich nicht auf. Solche Themata, Du weißt es, taugen nichts für Dich.“

Sie sah hierauf, wie ein auf dem Vergehen ertapptes Kind, vor sich nieder.

Frau von Gasmund glaubte, auf den Einwurf des Barons, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben sich berechtigt.

„Ein denkender Geist, wie der Ihrige, gnädige Frau," sagte sie, „findet hier in der Einsamkeit zu viel Nahrung; Ihnen ist daher das bewegte Leben von Paris gewiß schon aus dem Grunde zuträglicher, weil es Sie mit der Außenwelt verbindet. Ich war nie dort; allein ich stelle es mir höchst anregend vor. Jeder Tag bringt Neues. Man lebt au jour la journée; allein was thut es, so lange man nur glücklich dabei ist? Schließlich sieht Gott es doch gern, wenn es uns auf seiner schönen Erde gefällt."

Die Baronin gab keine Antwort, ein Zeichen, daß sie nicht billigen konnte, nicht widerlegen wollte, und da ihr Gatte sogleich ihre Stelle in der Unterhaltung zu ersetzen bemüht war, so konnte ihr Schweigen nicht unartig erscheinen. Gleich darauf hielt der Wagen vor einer Dorfschenke an, und Ludolf und Thorilde, welche für Erfrischungen gesorgt hatten, traten aus der Thüre, sie zu empfangen. Letztere klagte über den Mangel an Sauberkeit und fragte ihren Schwiegervater, ob nicht etwas geschehen könne, die Leute zu besseren Sitten heranzuziehen. Er zuckte mit den Achseln, als ob er keine Antwort zu ertheilen wisse. Sie wandte sich nun an Ludolf, ergriff seinen Arm und wanderte mit ihm durch das Dorf. Auch hier fiel ihr manches unangenehm auf; vor allen Dingen die schlechten Wege. „Im Winter muß es hier fürchterlich sein," bemerkte sie in Bezug

darauf. „Wenn man den armen Leuten doch ein Steinpflaster geben könnte!“

„Sobald Du es wünschest, soll mein Papa dafür sorgen,“ versetzte er sogleich. „Ich will ihm heute noch das Versprechen ablocken.“

„Danke, danke!“ sagte sie gerührt und sah freundlich zu ihm empor.

Sie suchten den Schulmeister auf und Thekilde sprach mit ihm von Kinderbewahranstalten und Kindergärten; denn die Jugend schien ihr vernachlässigt zu sein. Auch eine Näh- und Kochschule für die heranwachsenden Mädchen schwebte ihr vor. Der Mann äußerte, daß solche Dinge nicht leicht ausführbar wären, der Eltern halber, welche Kinder wie ein Eigenthum betrachteten und sie verwerthen wollten. Schon der Besuch der Schule sei diesen nur abzustreiten. „Das muß anders werden,“ erwiederte sie darauf. „Wir werden uns speciell darum bekümmern, nicht wahr, Ludolf? und eine Belohnung für den regelmäßigen Schulbesuch ertheilen.“

Auf dem Rückwege bemerkte sie gedankenvoll: „Ich verstehe jetzt erst, was das sagen will: noblesse oblige; denn wie viele Verpflichtungen ruhen in unserer Stellung zu diesen Leuten auf uns! Wir sind ihnen durch unsere Bildung und Gesittung ein Beispiel, daß auch sie streben sollen, etwas Besseres zu werden, als was

sie sind. Möge es uns gelingen, ihnen recht darin vorzuleuchten!"

„Hm!" erwiederte dieser kopfschüttelnd, „ich meinte immer, sie wären nur für uns zu arbeiten da, und wenn sie uns nachstrebten, so könnten sie die Lust dazu verlieren. Wer sollte denn die Kühe melken und die Schweine füttern?"

„Du verstehst mich unrecht," sagte hierauf Thorilde mit Ernst. „Ihnen die Lust zum Arbeiten nehmen, hieße sie unglücklich machen, und das wäre eine Sünde. Nein, sie sollen ihre Arbeit gerade durch uns lieb gewinnen, indem wir ihnen dabei zusehen und uns freuen, wenn sie sie recht gut verrichten. Unsere Theilnahme muß ihr Sporn sein. Wir wollen recht für sie sorgen, Ludolf. Sieh! wenn sie in ihrem Abendgebete Gott dankten, daß er uns geschaffen hat, dann könnten wir mit gutem Gewissen des Vorzugs genießen, reich und vornehm zu sein. Die Bibel sagt ja: daß wir Alle Brüder sind, und indem wir Jeder für den Anderen leben, bewahrheitet es sich, trotz des scheinbaren Unterschiedes unserer Lebensverhältnisse."

Der junge Mann sah sie erstaunt an.

„Ich begreife es manchmal nicht, wie Du in Deinem Alter so klug reden kannst, Thorilde," begann er dann. „Ich bin hier groß geworden und habe nie an ein Steinpflaster, an die Schulen, oder an die Lebensweise unserer

Leute gedacht; wenn ich mir es aber recht überlege, so hätten sie von mir erwarten können, daß ich mich für das Alles interessire. Wie kommt es nun, daß Du es sogleich thust?"

„Weil ich schon viele traurigen Stunden in meinem Leben gehabt habe, Ludolf. Das Unglück ist die echte Schule für den Christen; denn es lehrt fremdes Leid verstehen."

„Du? Unglück?" fragte er, sie verwundert ansehend.

Thorilde schlug die Augen nieder und wurde roth.

„Bin ich nicht eine Waise?" sagte sie halbverlegen.

„Ja so!" fiel Ludolf, wie sich entsinnend ein. „Ach! nun verstehe ich! Von jetzt an sind aber meine Eltern auch die Deinigen, Du bist nun keine Waise mehr."

Sie lächelte ihn dankbar an. Indem bemerkte sie Frau von Gasmund, welche ihnen entgegen kam, um sie zu eiliger Rückkehr zu mahnen, weil die Baronin aufzubrechen wünsche.

„So macht sie es immer!" sagte Ludolf verstimmt. „Kaum angekommen, so will sie wieder fort. Ich sehe es darum gar nicht gern, wenn sie mitfahren will."

„Still! Still!" flüsterte Thorilde und drückte seinen Arm leise. „Es ist Deine Mutter! Wir müssen ihre guten und geduldigen Kinder sein."

„Mache mir keine Vorwürfe!" rief Ludolf ärgerlich.

„Ich kann es nicht leiden, wenn man mir sagt, daß ich Unrecht thue!“

Thorilde warf Frau von Gasmund einen fragenden Blick zu. „Werde ich ihn lenken können, wenn ich ihn nicht tadeln darf?“ stand darin geschrieben. Jene verstand sie, und antwortete mit einem verhaltenen Seufzer, dem die innere Betrachtung folgte, daß ein unabänderliches Schicksal getragen werden müsse.

Es lag ein Gewitter in der Luft und die Baronin schien von der schwülen Atmosphäre zu leiden. Blitze zuckten am Himmel während ihrer Heimfahrt und immer näher äußerte sich das Grollen des Donners.

Die Unterhaltung stockte gänzlich. Der Baron blickte befangen auf seine Gattin und Madame Latour ließ gleichfalls kein Auge von ihr ab. Frau von Gasmund konnte, weil sie ihr zur Seite saß, nicht bemerken, welche tödtliche Blässe sich auf ihre Züge gelegt hatte. Große Tropfen fielen. Der Kutscher wandte sich mit der Frage an den gnädigen Herrn, ob er nicht lieber bei dem Försterhause anhalten sollte, um das Unwetter vorüber ziehen zu lassen. Dieser sah sich Rath suchend um; allein kein anderer Ausweg bot sich und so nickte er denn seine Einwilligung.

Frau von Gasmund, durch Thorilde aufmerksam gemacht, warf beim Aussteigen einen raschen Blick auf die obern Fenster des Hauses. „Sie haben die Woh-

nung wahrscheinlich gegen Diebe sichern wollen, und darzum mit diesen festen Eisenstäben versehen," sagte sie leichthin zu dem Baron. „Allein um da hinauf einzubrechen, müßten sie schon mit Leitern kommen."

„Die Vorrichtung ist einer Kranken wegen getroffen, welche mondsüchtig ist," antwortete er und ging zu etwas Anderem über.

Im Zimmer fanden sie eine ältere Frau, die Mutter des Försters; er selbst war mit seiner Flinte in den Wald gegangen. „Und Ihre Tochter?" fragte sie der Baron. Sie zögerte mit der Antwort, einen Blick auf die Fremden werfend, und sagte dann: „Sie ist gleichfalls abwesend." Es lag etwas eigenthümlich Mißtrauisches und Forschendes in dem ganzen Benehmen der Alten, das der Frau von Gasmund unangenehm auffiel. Als diese sich mit ihr in ein Gespräch einlassen wollte, brach sie kurz ab.

Die Baronin hatte sich in dem großen Armstuhle niedergelassen und Madame Latour stand vor ihr, die Hand auf ihrer Stirne. „Das beruhigt sie!" bemerkte sie, sich entschuldigend zurückwendend.

Der Regen goß jetzt in Strömen herab, und flog, gepeitscht vom Sturme, gegen die Fenster.

Frau von Gasmund sah dem Toben der Elemente einige Augenblicke zu; als sie vom Fenster zurücktrat, bemerkte sie, daß der Baron aus dem Zimmer verschwunden war; mit ihm die alte Frau. Diese mußte vor ihrem Kom-

men am Fenster gesessen und in einem großen Buche gelesen haben, das aufgeschlagen auf einem Tische lag, mit der in Horn gefaßten Brille darauf. Sie neigte sich herab, und sah, daß es die Bibel war. Frau von Gasmund hatte diese seit vielen Jahren nicht in die Hand genommen, sie las zur Erbauung nur Predigten, und schöpfte nie aus der Quelle. Plötzlich kam ihr jetzt der Gedanke, sie als Orakel zu benutzen; sie nahm das schwere Buch in die Hand, öffnete es nach Zufall und tippte, während sie die Augen schloß, auf eine Stelle. Indem sie sie lesen wollte, fuhr ein Blitz gluthroth über die Seite hin und das Haus erzitterte unter dem gleich folgenden Schlage. „Das war uns nahe," flüsterte Madame Latour und Frau von Gasmund, sich fassend, las: Sprüche Salomonis, Cap. 16 V. 5.

„Ein stolzes Herz ist dem Herrn ein Greuel und wird nicht ungestraft bleiben, wenn sie sich gleich Alle aneinander hängen."

War das Gottes Stimme? fragte sie sich, und hielt das Buch noch immer in der Hand. Ihr stolzes Herz sollte seine Strafe finden. Es hatte sie schon gefunden. Warum las sie nicht früher schon in den Sprüchen, vielleicht wäre es demüthig geworden. Aber in der Bibel war von keinem Adel und keinem ererbten Verdienste die Rede, für ihre Verhältnisse gab es dort keinen Rath, sogar die Könige wurden durch Propheten gesalbt, und durch diese in

der Gnade Gottes erklärt. Sinnend blätterte sie weiter, und kam auf die erste Seite, dem weißen Blatte, worauf Geburten und Jahreszahlen verzeichnet standen. Sollte die Familie des Försters Jahrhunderte zählen, und der Mann dennoch nicht von Geburt, nicht von Familie sein? Was machte denn eine Familie aus? Der Ahnherr und sein Verdienst, sonst nichts? — Von diesem Ahnherrn herab, wie viele Verdienstlose mochte ein Stammbaum zählen, und immer noch schrieb man dem letzten Sprossen den Ruhm des Ersten mit auf die Rechnung; immer noch forderte er Huldigung, Verehrung damit heraus; der Adel der That, der Gesinnung war dem Geschlechte verloren gegangen, nur der Name blieb. Das Sein fehlte, der Schein war da; mit diesem hätte man auch eine Kleiderpuppe schmücken können.

Die Bibel war kostbar eingebunden, mit einer doppelten silbernen Klappe versehen; das Wappen der Rheinfeld prangte darauf. Sie entdeckte nun, daß es ein Namensverzeichniß der Rheinfeld trug, es war eine alte Hausbibel der Barone dieses Namens. Weibliche Neugierde ließ sie nach dem Alter der lebenden Familienglieder forschen, es war eine lange Reihe rückwärts; aber vorwärts endigte sie mit Regate von Rheinfeld; und diese war an Alter ihr nahe stehend; von dem Baron aber, von seiner Gemahlin, von Ludolf, stand hier kein Wort verzeichnet. „Wer war denn Regate von Rheinfeld? Wer war sie?“ fragte sie

sich noch einmal, indem sie nun auch das ihrem Tode beizufügende Kreuz vermißte? „Wer war sie und wo war sie?“

Der Baron kehrte so eben in das Zimmer zurück; das Unwetter hatte nachgelassen, der Wagen fuhr vor, und man stieg ein. Frau von Gasmund warf einen langen Blick zu den vergitterten Fenstern empor, und sah dann den Baron an. Sie entdeckte dabei, daß er ihr mit seinem Auge gefolgt war. „Ihre Kranke stand am Fenster?“ fragte sie erzwungen lächelnd.

„Es kann auch die Frau des Försters gewesen sein,“ versetzte er kurz. „Sie reinigt die Zimmer. Wir haben auf unsern Gütern das Patrimonialgericht und stecken mitunter Diebe hier ein.“

Sein Ton ermuthigte sie nicht, eine weitere Frage an ihn zu richten. Auch von der Bibel und einer Regate von Rheinfeld zu sprechen, hielt eine gewisse Scheu sie ab.

Ludolf und Thorilde waren, wie sie vermuthet, vor dem Ausbruche des Gewitters nach Hause gelangt, und letztere saß, als sie in das Zimmer traten, das Amt von Madame Latour verwaltend, am Theetische. Da die Baronin sich gleich in ihre Gemächer zurückzog, so hoffte Frau von Gasmund eine Gelegenheit zu finden, mit dem Baron über ein Beeilen der Trauung zu reden; in dieser Voraussetzung strengte sie sich, trotz

ihrer gedrückten Stimmung, zu doppelter Munterkeit an; ja, drang sogar in Thorilde, ein Lied zu singen. Diese las in den Mienen ihrer Mutter, und verstand, was sie zu dieser Bitte vermochte; sie zog Ludolf daher mit sich hinaus und sang, sich im Nebenzimmer an das geöffnete Fenster setzend, den Erlkönig.

Die Höflichkeit erforderte, daß die Zurückgebliebenen ihrem Gesange lauschten; so wie sie aber schloß, sagte Frau von Gasmund: „Das liebe Kind! Ich werde ihren Gesang nun bald entbehren müssen; allein so schnell die Zeit auch heranrückt, die mich von ihr trennt, so möchte ich ihr, meiner leidenden Gesundheit willen, dennoch Flügel leihen. Sie glauben nicht, wie sehr mein Zustand sich täglich verschlimmert, lieber Baron! Es ist hohe Zeit, daß ich mich dem Rathe guter Aerzte unterwerfe, ich weiß das; allein unter den obwaltenden Umständen kann ich mein Kind weder verlassen, noch sie Ihnen entführen; selbst wenn ich dadurch das Opfer meiner Mutterpflichten würde, muß ich ausharren."

„Sie erschrecken mich, gnädige Frau!" fiel ihr Wirth erstaunt ein. „Warum, ich bitte Sie, haben Sie nicht früher diese Befürchtungen laut werden lassen, warum nicht unserm Hausarzte sich anvertraut? Vielleicht ist es gar noch die scharfe Luft auf dieser Höhe, welche Ihr Unwohlsein vermehrt."

„Das Letztere habe ich selbst schon angenommen;

denn seit ich hier bin, flieht mich auch mein bester Freund, der Schlaf."

„Was können wir aber thun, Ihnen Hülfe zu bringen?"

„Gar nichts, wie ich fürchte. Es sind ja nur noch sechs Wochen bis zur Hochzeit des Paares; diese muß ich nun schon aushalten."

„Wir dürfen das, sobald es Ihnen schadet, nicht zugeben."

„Aber wie es ändern?"

„Indem wir die Hochzeit beeilen."

„Unmöglich! Die Vorbereitungen sind nicht getroffen, die Aufgebote nicht erlassen; diese Beschleunigung würde Ihnen Verlegenheiten bereiten, für die ich nicht verantwortlich sein mag."

„Beruhigen Sie sich! Die Erfüllung eines Wunsches mag man gern mit kleinen Uebelständen erkaufen. Ich werde sogleich alle Schritte thun, damit binnen drei Wochen die Trauung stattfinden kann. Ich denke aber, wir wollen dem jungen Paare nichts davon sagen, sondern es mit der Nachricht überraschen."

Frau von Gasmund wunderte sich über seine Bereitwilligkeit. Sie hatte gedacht, daß er ihr einen Ausflug nach Baden-Baden vorschlagen würde, wohin Ludolf und Thorilde sie begleiten konnten, ja sie hatte sogar auf diese Wendung der Dinge gerechnet und schon ihre Vorbereitungen in Gedanken getroffen; statt dessen hatte sie

nur eine schnellere Trennung von dem geliebten Kinde herausgefordert. — Diese lag allerdings nicht in ihrem Plane; dem Baron aber war damit gedient, ihren Besuch abzukürzen, denn ihre mancherlei Fragen fingen an, ihm lästig zu werden, und in demselben Grade, wie sie ein tête-à-tête mit seiner Gattin zu vermeiden suchte, wünschte er ihr jetzt aus dem Wege zu gehen.

Als Madame Latour eintrat, bat er sich zurückziehen zu dürfen, um in der bewußten Angelegenheit noch einige Briefe zu schreiben. Sie gestattete ihm dies gern. Da sie zum ersten Male die Gesellschaftsdame allein sah, so sann sie sogleich auf die Möglichkeit, dies Zusammensein zu benutzen, und auf Umwegen die Beantwortung der ihr am Herzen liegenden Fragen zu erreichen. Allein sie entdeckte bald, daß sie einer Meisterin gegenüber saß. Madame Latour bediente sich der Sprache sicherlich nur, um ihre Gedanken zu verhehlen. Endlich wagte sie die directe Frage, wer Regate von Rheinfeld sei?

Die Französin ließ hierauf ihr dunkles Auge eine Minute lang forschend und mißbilligend auf ihr ruhen; es war kein gerader Blick, er kam nur aus der Ecke des Auges; dann sagte sie mit glatter, kalter Höflichkeit:

„Madame wissen, daß ich eine Fremde hier bin; der Herr Baron und die Frau Baronin werden mir nur so viel Vertrauen schenken, wie ich zu verdienen beflissen

bin, und was sie, bei ihrer bevorstehenden nahen Beziehung, gegen Sie nicht zu erwähnen für gut gefunden, dürfte für Sie aus meinem Munde zu erfahren nicht angemessen sein."

„Ich wußte nicht, daß ich ein Familiengeheimniß berührte," versetzte Frau von Gasmund, und warf stolz ihr Haupt empor.

„So viel mir bekannt, habe ich, Madame, von keinem solchen gesprochen und wenn in meiner Antwort dieser Sinn gelegen hat, so muß ich mich sehr schlecht ausgedrückt haben. Was ich sagen wollte, war nur: daß es mir lieber sein würde, wenn sie meine Gebieter um Auskunft befragten, sobald von deren Angehörigen die Rede ist, statt mich, die dienstbare Fremde."

Damit verbeugte sie sich höflich und verschwand aus dem Zimmer.

Frau von Gasmund fühlte, daß sie eine sie compromittirende Unvorsichtigkeit begangen hatte. Zugleich aber war ihr die Ueberzeugung geworden, daß es mit dieser Regate eine besondere Bewandtniß habe, und um so mehr war sie nun das Geheimniß zu durchdringen entschlossen. „Wie kommt es," sagte sie zu Ludolf, „daß Sie die prächtige alte Familienbibel in den Händen der Försterleute lassen?"

„Welche Bibel?" fragte dieser verwundert.

„Eine sehr kostbare mit einem Verzeichniß aller Rheinfeld, das mit einer Regate von Rheinfeld schließt.“

„Ja so, das ist die ältere Linie,“ sagte er gleichgültig.

„Man hatte aber bei der Regate kein Kreuz gemacht, sie lebt also wohl noch?“ fragte sie.

„Lebt? Nein; denn sonst wäre mein Vater nicht Erbherr auf Rheinfeld,“ antwortete er und stand ihr nicht weiter Rede. Sie wußte nun nicht, ob jene Regate wirklich unter die Todten zu zählen sei, oder ob man ihr Dasein nur verhehle.

Sie brachte abermals eine schlaflose Nacht zu; aber ohne durch eine Störung von Außen in ihrer Ruhe unterbrochen zu sein. So wie sie das Auge schloß, stand Ellena vor ihr, und krampfhaft zog sich bei dem Gedanken an sie ihr Herz zusammen. Sie erwartete sehnlichst eine Nachricht über sie; allein sowohl der Geheimrath wie auch der Staatsanwalt behaupteten ihr nichts mittheilen zu können. Wie aber, wenn sie ihr, nur um nicht das Schlimme zu melden, vorenthielten, was sie erfahren? So gut gemeint das sein mochte, so wenig gewann ihre Gesundheit dabei; denn ihre Befürchtungen waren nicht minder nachtheilig für diese, wie es die grausamste Gewißheit sein konnte. — Gerade das Ja und Nein rieb sie auf.

4.

Der sonderbare Traum.

Das Gewitter brachte in seinem Gefolge den Regen, der Himmel war dick mit Wolken überzogen, und die Gesellschaft im Schlosse an die Scholle gebannt. Ludolf eilte im Verlaufe des Morgens wohl hundertmal an das Fenster, um die Sonne durchbrechen zu sehen, und schüttelte an allen Wettergläsern. Thorilde schlug ihm vor ihr vorzulesen, oder mit ihr zu zeichnen; allein er geberdete sich so unruhig, als ob ihn eine Tarantel gestochen.

Zum Glück bot sich bald eine ihm zusagende Beschäftigung durch die Ankunft der Handwerker, welche den über den von Frau von Gasmund bewohnten Zimmern gelegenen Stock einrichten sollten. Es gab nun Tapeten zu wählen, Möbel zu bestellen, und tausend Kleinigkeiten zu ordnen und zu besprechen, so daß ihm die Zeit auf das

Angenehmste verging. Ein großer Salon mit Balkon nahm die Mitte der Zimmerreihe ein, er sollte zum gemeinschaftlichen Wohn- und Speisezimmer dienen, und den neuen Flügel aufnehmen. Zu beiden Seiten daran befand sich ein Wohn- und Schlafgemach für jeden von ihnen. Ludolf behauptete, seine Seite müsse einen männlichen Charakter tragen, die Tapeten sollten dunkelblau, die Möbel mit rothem Maroquin überzogen sein; Thorilden dagegen bestimmte er ein weißes Papier mit Goldstreifen, und Nußbaum-Möbel mit gelben Atlasbezügen. „Warum nicht roth, oder grün?" fragte sie. „Nein, nein; mit Deinem schwarzen Haare nimmt sich nur gelb gut aus," sagte er, und lachend ließ sie ihn gewähren.

Frau von Gasmund war dadurch viel allein und benutzte die Zeit, um an den Vormund zu schreiben und ihn zur Hochzeit des jungen Paares einzuladen. Auch an den Geheimrath ließ sie die gleiche Bitte ergehen, wußte aber schon im Voraus, daß seine Geschäfte sie zu erfüllen ihm verbieten würden.

Der Geschäftsführer des Barons war indessen eingetroffen und ein Vetter, auch ein Baron von Rheinfeld; ein Mann in den dreißiger Jahren, mit scharfen Zügen und schwarzen Augen, die düster forschend den Blick des Anderen suchten. Abends wurde ein Kartentisch aufgestellt, und Frau von Gasmund nahm an der Partie Theil, wodurch sie aller Unterhaltung mit der Baronin entging. Da man sich

außerdem nicht suchte und folglich auch nicht fand, so glitt man in der Form, ohne sich näher zu treten oder abzustoßen, an einander vorüber. Allen Theilen schien dies erwünscht zu sein.

Noch ein dritter Gast fand sich in der folgenden Woche ein. Dies war ein Monsieur Normand, Magnetiseur aus Paris, von dem Grafen Szapáry abgesandt, um seine Patiente zu überwachen. Der Mann besaß eine athletische Kraft und einen durchdringenden Blick, mit dem er die Leute oft unheimlich fixirte. Er nahm an den Mahlzeiten Theil, sonst aber sah man ihn nicht, weil er wahrscheinlich in den Zimmern der Baronin, die täglich weniger für ihre Gäste sichtbar war, sich aufhielt.

Frau von Gasmund fuhr nach Mainz, um das Brautkleid zu besorgen, und Ludolf bat, da Thorilde sie begleiten mußte, daß auch er von der Partie sein dürfe. Diese Fahrt wiederholte sich und diente ihr zu einer heilsamen Zerstreuung. Sie wollte ihr liebes Kind als junge Frau auf das Eleganteste gekleidet sehen, und vergaß ihrer Sorgen und ihres Unwohlseins über dem Nachdenken, was ihr am besten stehen würde.

Rasch kam der Tag näher, welcher ihre Wünsche krönen sollte. Noch wußte Thorilde nicht um die Beschleunigung desselben; erst die Ankunft des Staatsanwaltes sollte es ihr verrathen, durch sein Erscheinen aber zugleich Erinnerungen wecken, die sie mit starkem Willen hatte

schweigen heißen. Als sie ihn unerwartet eintreten sah, stürzte sie ihm entgegen, warf sich an seine Brust und brach in heißes Weinen aus. Sie begriff sich selbst nicht in dieser Handlung; sie wußte nicht, wie sie dazu gekommen, sich in dieser kindlichen Weise an ihn zu schmiegen; es mußte sein, daß die lang verhaltenen Thränen, das übervolle Herz, diese Gelegenheit, alle Rechte geltend zu machen, ergriffen.

Sie faßte sich jedoch, setzte sich zu ihm, sprach aber kein Wort. Doch fühlte sie wohlthätig seine Nähe und sah ihn dann und wann mit einem Blicke an, welcher eine ganze Geschichte erzählte.

Er fand Frau von Gasmund, trotz der Aufregung der letzten Wochen und ihrer erheiterten Stimmung, sehr verfallen; die Augen tief in den Höhlen, die Farbe gelb. Vor einem Jahre noch eine schöne Frau, repräsentirte sie jetzt ein häßliches Alter. Er schüttelte den Kopf zu dieser Veränderung. Was mußte in ihrem Gemüthe vorgegangen sein, um den Körper dermaßen zu zerstören?

Beide wünschten mit dem Anwalte allein zu sprechen. Nun war aber Ludolf, den man nicht entfernen konnte, gegenwärtig; so gelang es Frau von Gasmund denn erst vor Schlafengehen, ihn mit sich in ihr Zimmer zu nehmen und dort alle Sorgen ihrer schwer gedrückten Brust vor ihm auszuschütten; Thorilde aber versprach sich in der Frühe des nächsten Morgens mit ihm zusammenzutreffen. Indessen war ihm schon die Zeit geworden, sämmtliche Hausgenossen

in das Auge zu fassen und sein Urtheil über sie festzustellen.

Was Frau von Gasmund über das Försterhaus, die Bibel, Regate von Rheinfeld, die nächtliche Erscheinung und das sonderbare Wesen der Baronin sagte, hörte er mit Langmuth an; erwiederte aber zum Schluß darauf, daß sie das Alles ja weiter nichts angehe; sie solle sich an die Thatsache halten, ihre Tochter mit dem jungen Rheinfeld zu vermählen und sich in die Angelegenheiten der Familie nicht mischen. Er fragte sie sogar, ob sie selbst es denn gern sehen würde, wenn man einen gar zu tiefen Blick in ihre Privatangelegenheiten zu thun begehre, oder ihre Domestiken darüber auszuhorchen versuche; wenn man an Johann und ihre Jungfer Fragen richte, wie sie sie Madame Latour vorgelegt, und ob das zurückhaltendere Benehmen des Barons nicht eine natürliche Folge ihrer Indiscretion — ja, um es bei dem rechten Namen zu nennen, ihrer Tactlosigkeit sei?

Ihr war, als fielen die Schuppen ihr von den Augen. Ihr Betragen erschien ihr, so beleuchtet, im gehässigsten Lichte und sie sagte, verwundert über sich selbst: „Mein Gott! wie habe ich mich so wenig wohlerzogen benehmen können! Ich begreife mich nicht.“

Der Anwalt lächelte.

„Sie sehen daraus, gnädige Frau, daß die beste Erziehung, sobald die Neugierde bei Ihrem Geschlechte erregt

wird, nicht Stich hält. Die Damen sind nur feinfühlend und gut, so lange ihre Leidenschaften schweigen."

„Ich bin wahrhaft beschämt über mich selbst, und finde nur in meiner Sorge um Thorilde eine mich etwas entschuldigende Rechtfertigung."

Sie fühlte sich wahrhaft erleichtert und schlief zum ersten Male, nach langer Zeit, in Folge dieser Unterredung. Noch war sie nicht erwacht, als Thorilde in der Frühe aus ihrem Zimmer schlüpfte, und horchte, ob des Vormunds Schritt auf dem Gange zu vernehmen sei. Sie wußte, daß er die Morgenstunden liebte. Sie legte, so wie sie seiner ansichtig ward, die feinen Finger auf den Mund, und flüsterte, daß sie die Mutter nicht stören wolle; dann zog sie ihn mit sich fort auf die Terrasse.

„Ich muß Sie allein sprechen," sagte sie hier zu ihm, „und finde schwerlich eine andere Gelegenheit dazu. Ich hätte Ihnen gern geschrieben; aber Ihre Antwort würde es meiner Mutter verrathen haben. Mit ihr aber vermeide ich jede Unterhaltung über Dinge, welche ihr nicht angenehm sind, weil sie ohnehin schon mehr leidet, als sie sich merken läßt. Hat sie sich nicht sehr verändert?"

„Allerdings! Allein eine gute Nachricht von Ellena wird sie schnell wieder herstellen."

Thorilde bewegte zweifelnd ihr schönes Haupt.

„Eine gute Nachricht?" fragte sie. „Wie könnte die ihr zukommen? Der Ruf verloren, die Ehre verloren, was

wäre da noch gut? — Ueberdem, bei dem stolzen Sinne meiner Mutter... Nein! Von der Seite her kommt ihr keine frohe Regung mehr. Gebe nur Gott, daß sie mit meinem Schicksale desto zufriedener zu sein Ursache habe!"

„Sie steht ja am Ziele ihrer Wünsche; übermorgen findet Ihre Vermählung statt und ich hoffe viel von der ihrem Gemüthe dadurch werdenden Beruhigung."

„Auch ich hoffte das," fiel Thorilde lebhaft ein, „allein unser Aufenthalt hier hat diese Hoffnung leider zum Theil schon zerstört."

„Wie so?" fragte der Vormund verwundert.

„Sie zittert, ohne es auszusprechen, für mein Glück. Sie ist trostlos, daß sie eine solche Lage für mich gewählt hat, und sieht doch keinen Ausweg, als mich meinem Schicksale zu überantworten. Zweifel und Ungewißheit nagen an ihr, sie ist sich selbst zur Last, ihr Leben ihr eine Bürde. Ich habe vergeblich das Opfer gebracht!"

Ihre Stimme zitterte; sie mußte inne halten.

„Glauben Sie das nicht!" fiel der Vormund ein. „Glauben Sie nur das nicht, liebe Thorilde! Stellen Sie sich vor, in welcher Stimmung Frau von Gasmund sein würde, wenn dieser Bewerber um Ihre Hand sich nicht gefunden hätte und Sie werden zugestehen müssen, daß Sie durch Ihre Gefügigkeit wesentlich zu dem Glücke der armen Frau beigetragen haben."

„Sie wollen mich beruhigen," versetzte sie kleinlaut,

und sah ihn dankbar an. „Auch kann ich, wenn ich mich in stiller Nacht vor Gott und meinem Gewissen befrage, nur sagen, daß ich nicht anders habe handeln können. Wenn ich nun nicht die gehofften Früchte reifen sehe, so muß ich es tragen. Dennoch schmerzt es mich, sie so niedergedrückt zu sehen."

„Sie wird es nicht mehr sein, wenn Sie erst Baronin Rheinfeld sind," versetzte der Vormund mit Ueberzeugung. „Jetzt sieht sie Alles schwarz und lebt unter den sonderbarsten Einbildungen. Sie ist krank. Schreiben Sie vieles in ihrer Stimmung auch auf ihren körperlichen Zustand."

„Ich will es," versetzte Thorilde aufathmend. „Sie geben mir neue Hoffnung und damit neuen Muth. Nun aber noch eine Frage: Wie steht es mit Agathe Müller?"

„Sie ist genesen."

„Arme Frau! Ist ihre Lage nicht weit trauriger, als die meinige? Fällt mir jetzt etwas schwer, so denke ich an sie, und fühle mich beschämt. — Sie hat ihren Kummer zu tragen und mit des Lebens Nothdurft zu kämpfen; ich hingegen kenne fast keine andere Sorge, als die für mein Vergnügen."

„Das ist kein Vorzug," fiel der Vormund ein. „Glauben Sie nicht, daß jene Menschen, welche um das tägliche Brod arbeiten, darum unglücklich sind. Gerade

das: Du sollst im Schweiße Deines Angesichtes Dich nähren, ist der Segen."

„Ich habe das, seit mein Leben so ernst geworden ist, auch schon gedacht, und mir vorgenommen, in gleicher Weise das Glück zu suchen. In wenigen Tagen werde ich die dazu nöthige Selbständigkeit gewinnen und dann wollen wir sehen, was aus mir wird. Einstweilen möchte ich schon von dem mir zugesagten Nadelgelde in einer Weise Gebrauch machen, wie sie mir lange am Herzen gelegen hat. Wollen Sie Agathe Müller bitten, 100 Thaler jährlich von mir, als Zubuße für die Erziehung der Kinder, anzunehmen? — Wenn meine Mittel wachsen, gebe ich gern mehr. Einstweilen jedoch kann ich nur über das gebieten, was ich Eigenthum nenne. Wollen Sie so gut sein, lieber Vormund, dies für mich zu besorgen?"

„Aber liebes Kind," fiel der Staatsanwalt bewegt ein, „Sie wissen ja noch gar nicht, ob Sie die Summe erübrigen können? In Ihren Verhältnissen werden auch große Ansprüche an Sie gemacht, Ihre Toilette kostet Ihnen mehr, als Sie glauben. Bis jetzt hat Frau von Gasmund für Ihre Bedürfnisse gesorgt, Sie wissen noch gar nicht, wie schnell die Thaler davonlaufen, wenn man auszugeben anfängt."

„Ich werde haushälterisch sein," sagte sie lächelnd; „verlassen Sie sich darauf, daß ich die Summe zu erübrigen wissen werde. Es ist ein Lieblingsgedanke von mir, Agathe

Müller eine Stütze zu sein, und der Wunsch, es zu können, hat wesentlich dazu beigetragen, daß ich so jung schon mich für das Leben zu fesseln bereitwillig war. Es liegt ein Trost, eine Freude für mich darin, ihr nun Hülfe bringen zu können, daß ich, wenn ich so recht daran denke, in mir jubele und all mein Leid vergesse."

Der Vormund sah sie theilnehmend an. Er erkannte den schönen Grundton ihrer Seele, den Enthusiasmus für das Gute und Schöne, das Bedürfniß zu beglücken, die Noblesse des Selbstvergessens. Er redete nun nicht weiter ab, und als sie darauf zu dem überging, was sie in ihrer nächsten Nähe zu thun gedachte, lobte er warm ihre Vorsätze, und sprach eingehend mit ihr über die Mittel. Es war ihm eine Beruhigung, sie auf diesem Wege zu sehen, wo sie unter allen Umständen ein Körnchen Glück auflesen mußte. —

Sie wandelten lange ungestört auf und ab; endlich öffnete Frau von Gasmund das Fenster und rief heiter einen guten Morgen hinaus. War es der Schlaf, war es die Nähe des Vormundes, kurz es erschien ihr heute Alles in einem anderen Lichte, und ihre Furcht vor der Baronin eine überspannte; so daß sie gleich die entstandene Entfremdung auszugleichen beschloß, und sich bei ihr anmelden ließ. Sie hatte sich bis dahin gescheut, sie in ihren Zimmern zu besuchen, obgleich sie die Unhöflichkeit gefühlt, der kranken Frau so sichtlich aus dem Wege zu gehen. Es fragte

sich nun noch, ob diese eine so ausgesprechene Abneigung verzeihen und wie eine Laune hingehen lassen würde.

Als die gewährende Antwort erfolgte, hätte sie, trotz ihrer guten Vorsätze, dennoch lieber ein Nein gehört. So trat sie den schweren Gang denn an.

Die Zimmer der Baronin lagen über den Wohngemächern im ersten Stocke. Sie fand diese nach französischem Geschmacke eingerichtet, und ein solches Halbdunkel darin, daß sich das Auge erst, bevor es die Gegenstände unterscheiden lernte, hergewöhnen mußte. Die Inhaberin lag auf einer Chaise longue. Sie streckte ihr die weiße weiche Hand entgegen, und sagte: „Sie verzeihen, daß ich nicht aufstehe. Der Magnetiseur hat mich so eben erst verlassen, und meine Kräfte gestatten mir noch keine selbständige Bewegung.“ Frau von Gasmund ließ sich in den neben ihr stehenden Sessel nieder und erwiederte:

„Ich sorge nur, daß Ihr Befinden Sie abhalten werde, bei der Trauung unserer Kinder gegenwärtig zu sein, und das wäre mir wahrhaft schmerzlich. Thorilde wird Ihnen künftig näher stehen, als mir; so möchte ich denn, daß Ihr mütterlicher Segen die neue Tochter in die Ehe einführte.“

Die Baronin bewegte freundlich abweisend das Haupt. „Sie muß Ihr Schicksal tragen, mein Segen wird daran nichts ändern,“ sagte sie. „Mit den unsicht-

baren Mächten ist kein Unterhandeln. Man besticht sie durch nichts."

Frau von Gasmund sah sich im Zimmer um, als suche sie nach Geistern. Ein leichtes Schanern überwindend, erwiederte sie:

„Ich hoffe, daß Sie Thorilde, wenn Sie sie näher kennen lernen, lieb gewinnen werden. Ich bin freilich in meinem Urtheile parteiisch; doch glaube ich Ursache zu haben stolz auf mein schönes Kind zu sein."

Die Baronin spielte mit ihrem gestickten Taschentuche. Die Pause in der Unterhaltung wurde peinlich. Keine Antwort war diesmal eine Beleidigung, und schon wollte die tief Gekränkte auffahren, als ihre Nachbarin sagte: „Haben Sie je gehört, daß das Element der Liebe in dem sich ergänzenden Magnetismus besteht?"

„Nein!" versetzte Frau von Gasmund kleinlaut; denn sie fürchtete, da das Gespräch diese Wendung nahm, die Lücken ihres Wissens verrathen zu müssen.

„Weil nun die wenigsten Menschen auf diese zu ihrem Glücke nothwendige Bedingung zu einer Vereinigung, wie sie die Ehe mit sich bringt, achten, so sehen wir so viele unglücklich ausfallen, und die Kinder den Fluch solcher Disharmonie tragen. Mein Gatte und ich vermählten aus, weil wir Beide den nächsten Anspruch auf die Güter der Rheinfeld hatten. Ich war die Erbin, auf meine Kinder konnte der Besitz nicht übergehen, mit meinem Tode fiel es an

ihn. Wir reichten uns also aus Familienpietät die Hand. Ich wußte damals nicht, daß Ludolf ein Opfer dieser Ehe werden müsse."

„Ein Opfer?" fragte Frau von Gasmund mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens.

„Ein Opfer; denn es fehlt seiner Natur der ewige Geist, er vermag sich selbst nicht anzuschauen, sich keine abstracten Begriffe zu bilden, sich nicht zu erziehen. Ich sehe sein trauriges Schicksal vor Augen, und muß ihn dennoch in sein Verderben rennen lassen. Niemand hemmt den Lauf der Dinge. Ursache und Wirkung sind ewige Gesetze, welche selbst Gott nicht aufhebt. Was wir gesäet, wir müssen es ernten. Wir haben die Würfel aus der Hand fallen lassen, so müssen wir nun auch muthig die Nummer zählen."

„Sehen Sie nicht vielleicht zu schwarz, gnädige Frau?" fragte ihre Nachbarin, nur wenig beunruhigt durch das Gehörte, weil sie an dem richtigen Verstande der Anderen zweifelte. „Baron Ludolf ist ein guter, lieber Mensch, und Thorilde wird sicher einen vortheilhaften Einfluß auf ihn ausüben."

„Einfluß?" fragte die Mutter. „Er läßt sich nicht mehr und nicht weniger durch Gründe lenken, als jener Stuhl."

Madame Latour, welche mit einer Arbeit am Fenster saß, räusperte sich.

„Aber, lassen wir das,“ fuhr die Baronin leiser fort; „Sie verstehen mich doch vielleicht nicht, und was sein muß, muß sein.“

Frau von Gasmund sagte zum Staatsanwalt, sobald sie ihn allein sah: „Wenn nur die Schwiegermutter nicht wäre? Ich will mein Mögliches thun, um zu verhüten, daß Thorilde oft in ihrer Nähe weile.“

„Und ich möchte Ihnen rathen, sich so wenig wie thunlich nach der Hochzeit hier einzumischen,“ fiel er ein. „Junge Eheleute muß man sich selbst überlassen, sie haben ihr Probejahr allein mit einander zu durchleben, und noch niemals hat ein Dritter ihnen dabei geholfen; oftmals aber gestört.“

Es herrschte ein buntes Durcheinander, große Festlichkeiten wurden vorbereitet; da die sämmtlichen Pächter, Prediger und andere Beamten am Hofzeitmahle Theil nehmen sollten, so hatte die Dienerschaft vollauf zu thun. Am Polterabend sollten alle Insassen in der Dorfschenke tanzen und auch im Schlosse ward in den untern Räumen ein ähnliches Fest für die Untergebenen vorbereitet. Frau von Gasmund packte indessen mit eigener hoher Hand den Reisekoffer für das geliebte Kind, welches den Eltern vorauf mit Ludolf nach Paris gehen sollte. Der Staatsanwalt hatte mit dem Baron noch manches zu besprechen, und zur Abwechselung machte das Brautpaar Ausflüge in die Umgegend mit ihm; so gin-

gen denn die wenigen Tage seines Aufenthaltes im Umsehen an ihm vorüber, und der Morgen brach an, wo die Glocken mit feierlichem Klange zu der bevorstehenden Ceremonie einluden. —

Thorilde hatte ihr Zimmer nicht verlassen, sie bat allein sein zu dürfen, um sich innerlich zu sammeln und durch Betrachtungen zu stärken. Sie war spät aufgestanden. Das unruhige Treiben der vorhergehenden Tage hatte sie ermüdet und der gestrige Abend, welcher Musik und Feuerwerk gebracht, sie der längern Ruhe bedürftig gemacht.

Um zehn Uhr trat Frau von Gasmund bei ihr ein, um sie anzukleiden. Sie fand sie bleich; aber ruhig und gefaßt. Sie selbst war es weit weniger. In Thränen zerfließend, ordnete sie mit eigener Hand ihr reiches schwarzes Haar, wand die dicken Flechten über die breite Stirne und drückte den blühenden Myrthenkranz darauf. Nun kam das Kleid von Moirée antique mit echten Spitzen garnirt, ein langer kostbarer Schleier, und der bräutliche Putz war vollendet. Sie lächelte die Mutter an. Diese bewunderte ihre Ruhe, und schrieb sie auf Vertrauen in das Glück ihrer Zukunft, während sie nur das Werk ihres Entschlusses war.

Brautjungfern waren nicht geladen, so wie überhaupt keine Gäste, weil das Befinden der Baronin die Anstrengung, diese zu empfangen und zu unterhalten, nicht

zuließ; das junge Paar war daher nur von Ernst und Alter umgeben, die Jugend und der Frohsinn hatten keinen Theil an ihrem Ehrentage. Der Vormund und der Bräutigam fanden sich nach und nach in dem Wohnzimmer der Frau von Gasmund ein, Ludolf brannte vor Ungeduld, seine Braut in ihrem Schmucke zu sehen, und fast etwas zu laut und herausfordernd war sein Pochen und Rufen an ihrer Thüre. Allein nicht vor dem ersten Schlage der zwölften Stunde that sich diese ihm auf, und während die Schloßuhr langsam aushebend die Zahl vollendete, trat ernst und feierlich, als messe sie ihre Schritte nach deren Schlägen, die Braut in das Gemach, und reichte gesenkten Blickes dem Vormunde und dem Verlobten ihre Rechte. Es lag eine so stille Würde in ihrem Wesen, daß Ludolf davor verstummte, der Staatsanwalt aber, von Rührung übermannt, sich über sie beugte und mit seinen Lippen ihre Stirne berührend, flüsterte: „Gott segne Sie, mein liebes, liebes Kind.“

Thorilde zitterte unter dieser Berührung; man sah es der ganzen Gestalt an, wie tief sie ergriffen war; aber der Ausdruck ihrer Mienen blieb unverändert, nur daß sie noch bleicher ward. Indem auch trat der Baron ein und bat sie, ihm in das Wohngemach zu folgen, wo seine Gattin ihrer harre. Er bot ihr den Arm, die Uebrigen folgten. Auf dem Gange war das ganze

Dienstpersonal, die schöne Braut zu sehen, aufgestellt. Jeder Mund flüsterte: Wie schön! — —

Die Baronin war, was bei einer Hochzeit verpönt ist, schwarz gekleidet. Madame Latour flüsterte Frau von Gasmund zu, daß sie es nicht übel nehmen möge; man habe es ihr nicht ausreden können. Sie hatte Thorilde noch nie geküßt, heute berührte sie sie mit ihren eiskalten Lippen, und bat, den Familienschmuck, dessen sie nicht mehr bedürfe, ihr anlegen zu können. Ohne Vergnügen nahm die Braut das kostbare Geschenk, welches heut zu tragen sie am liebsten abgelehnt hätte, hin. Sie neigte sich auf die Hand der Geberin, sagte: „Sie sind sehr gütig, liebe Mama!“ und ließ sie gewähren. Man trat nun den Weg in die Capelle an, der Staatsanwalt hatte, als Vormund, an der Stelle des eigenen Vaters zu handeln; er war es, der die Braut zu führen übernahm. Der Prediger stand vor dem Altare, die Lichter brannten. Thorilde erhob zum ersten Male ihr dunkeles Auge und schaute rasch um sich. Ihr Fuß stand auf dem Grabsteine, unter ihr ruhten die Ahnen; sie wünschte dies nicht gewußt zu haben, denn es machte ihr die Haut rieseln. Von der Rede vernahm sie kein Wort; als die Stelle kam, wo ihr Ja ertönen sollte, belehrte sie nur das Schweigen des Geistlichen, daß es an ihr sei zu reden. Die Ringe wurden gewechselt, die Glückwünschenden drängten sich an sie; sie dankte und lächelte, einem schönen Wachsbilde

gleich. „Möchtest Du recht, recht glücklich werden!“ flüsterte Frau von Gasmund, und wollte sie nicht aus ihren Armen loslassen.

Im Hinausgehen sagte Ludolf leise zu seiner Mutter: „Siehst Du nun, daß Deine Todten nicht auferstehen? — Unsere Ahnen haben sich während der Trauung auch nicht mit dem Seufzer eines Seufzers hören lassen.“

„Ich begreife es nicht,“ sagte sie, wie Jemand, der von seinem Erstaunen noch nicht zurückgekommen ist.

Das Mahl war ernst. Die Männer unterhielten sich von Politik und Krieg und Frieden, die Braut sprach wenig, und Ludolf noch weniger. Ihm ging die Reise im Kopfe herum; er freuete sich schon darauf, wenn man seine schöne Gefährtin seine Frau Gemahlin nennen, und sie von ihm als „mein Mann“ sprechen würde. Man brachte in perlendem Champagner einige Gesundheiten aus, der Staatsanwalt die Thorildens, mit Worten, welche das Herz ihm eingab; der Vetter von Rheinfeld trank zum Schlusse auf die Nachkommenschaft. Frau von Gasmund fand dies höchst unzart und stieß nicht mit ihm an. Es fiel ihr zum ersten Male auf, daß der Vormund diesen mit mißtrauischem herausforderndem Blicke beobachtete, und selten das Wort an ihn richtete. Sie entsann sich nun, daß sie in den Tagen ihres Beisammenseins nie viel mit einander verkehrt, ja, wie in feindlich drohender Haltung einander gegenübergestanden; allein

sie war zu sehr mit sich beschäftigt gewesen, um dies anders, als flüchtig, zu beachten. Auch heute konnte sie diesem Gegenstande nur eine kurze Aufmerksamkeit schenken. Die Baronin gab das Zeichen zum Aufbruche, und sie eilte mit Thorilden in ihr Zimmer, um sie umzukleiden. Indessen ertönte schon des Postillons lustiges Horn, die Reisecalesche hielt beladen vor der Thüre, Diener und Jungfer saßen auf ihrem Platze, Ludolf küßte die Eltern zum Abschiede; die junge Frau, in ausgesucht eleganter Toilette, hatte nur noch ein kurzes Lebewohl für Alle; dann saß sie an der Seite des Gatten, die Pferde erhielten die Peitsche und hinaus ging es in die Welt, ihrem Schicksale entgegen.

Frau von Gasmund blieb am Thore stehen und sah dem Wagen nach, bis keine Windung des Weges ihn ihrem Auge wiederbringen konnte; dann, als sie die letzte Spur von ihr verloren, schlug sie die Hände vor das Gesicht und weinte laut und bitterlich. „Mein Kind! Mein liebes Kind! Mein armes Kind!" stöhnte sie in sich hinein und glaubte, daß ihr Herz brechen müsse.

Sie war in ihr Zimmer geeilt, um ihren Kummer hier mit sich zu verschließen. Es klopfte, und ohne ihr Herein abzuwarten, stand der Staatsanwalt vor ihr. „Nehmen Sie meinen Arm," sagte er. „Wir wollen auf der Terrasse spazieren gehen. Himmel und Erde und Gott und Ewigkeit sind da unserm Auge sichtbar und das

tröstet mehr über die kleinen Momente irdischen Schmerzes, als alle Worte."

„Ich mache mir Gewissensbisse, ich habe mein schönes Kind geopfert!" stöhnte Frau von Gasmund mit dem Ausdrucke der Verzweiflung.

„Die Trennung fällt Ihnen schwer; darum diese düstere Ansicht."

„Nein, nein! Nicht darum. Ich wußte immer, daß ich sie unglücklich mache; aber ich wollte es nicht wissen. Ich verschloß mein Auge dem Lichte. Ich habe mich schwer versündigt, und nicht verdient, ein so schönes und gutes Kind zu besitzen. Wie gefaßt sie war! Alles nur, um mir dadurch Beruhigung zu gewähren! — Um so weniger wird sie mir nun werden; denn die Güte, die Aufopferung der armen Thorilde werden wie ein Stachel in meiner Brust wohnen. Hätte Gott mich lieber von der Erde genommen, ehe ich eine so bittere Stunde erleben mußte!"

Der Staatsanwalt suchte sie zu beruhigen. Ernst sprach er ihr zu, sich zu fassen und gegen Niemand im Hause die Ursache ihrer Sorge laut werden zu lassen. „Man beobachtet Sie," sagte er. „Bedenken Sie, daß man es Thorilde wird entgelten lassen, wenn Sie hier unangenehme Empfindungen aufbauen. — Die Klugheit fordert, daß Sie die höchste Befriedigung über diese Verbindung aussprechen; denn sonst wird der Verdacht rege, daß Sie dies schöne, begabte, reiche Mädchen aus irgend einem Grunde, den Sie

nicht nennen wollen, gegen Ihren Wunsch verheirathet haben. Sie müssen dem Argwohne vorbeugen, bedenken Sie das wohl."

„Wenn man jetzt auch erführe, was man nicht gern hört, so ist die Sache einmal geschehen. Was den Punkt betrifft, so bin ich ruhig," erwiederte sie trotzend.

„Seien Sie das nicht allzusehr, hören Sie auf die Stimme des erfahrenen Freundes: Sie müssen hier immer noch leise auftreten. Nicht alle Familienglieder wollen Thorilden wohl, und ihr Gatte ist zu jung und zu wenig charakterfest, um sie gegen Unbill schützen zu können."

„Seine Mutter sagt, er sei so wenig zu lenken, wie ein Stuhl. Wenn er so eigensinnig ist, werden Andere wenig über ihn vermögen. Und warum sollte man ihn gegen seine engelgute, bildschöne Frau einnehmen wollen? Nur ein Teufel könnte dazu Lust verspüren."

„Der Eigennutz ist ein Teufel; dieser und der Neid können ein Bündniß schließen, das zu vernichten Sie und ich nicht stark genug sind, sobald es einmal da ist. Noch einmal also: Vorsicht! und reisen Sie sobald wie möglich von hier ab, am besten morgen schon. Ihr Platz ist hier nicht."

Frau von Gasmund hatte ihre Jungfer und Johann mit Thorilden ziehen lassen, und begnügte sich einstweilen mit der Bedienung, welche sie im Schlosse fand. Sie war also genöthigt, selbst manche kleinen Dienste zu überneh-

men; vor allen Dingen aber lagen ihr die Vorbereitungen zur Abreise ob, und den Rath des Freundes erwägend, säumte sie nicht diese zu treffen. Er selbst schied an diesem Abende von ihr, um vor Tagesanbruch auf der nächsten Station zu sein. Sie waren noch spät beisammen; ermüdet, betrübt und aufgeregt suchte sie endlich ihr Lager, dem schmerzlichen Gedanken hingegeben, daß bei ihrem Erwachen keine liebe Stimme sie begrüßen würde. Mitternacht war vorüber, als endlich der Schlummer sie fand. Aber kaum hatte er ihr wohlthätiges Vergessen gebracht, so trat der Traum an sie heran, und marterte ihre Seele mit schrecklichen Bildern. Ihr war, als träte sie, Thorilden an der Hand, in den Ahnensaal der Rheinfeld und spräche zu den Bildern: Seht! Hier bringe ich Euch einen neuen Reis für Euern Stammbaum. Dort an jenem Platze, wo Eine von Euch ihr Angesicht von uns abwendet, soll mein schönes Kind seinen Platz finden. Und damit schritt sie vor, um mit eigener Hand den Rahmen zu erfassen und bemühte sich, unter ängstlichem Stöhnen, es vom Nagel zu heben. Lange wollte es ihr nicht gelingen, endlich, endlich hob es sich, löste sich von der Wand ab, und durch seine Schwere sich ihren Händen entreißend, stürzte es zu Boden und zertrümmerte; als sie aber näher hinsah, so lag unter ihm begraben ihr geliebtes Kind, dessen Haupt es im Fallen zerschmettert hatte. Sie schrie auf und erwachte. — Es war noch nicht ein Uhr. Schauernd, fröstelnd, hüllte sie sich

tiefer in die Decke und schloß das Auge. Doch mit dem Schlummer kam der gleiche Traum ihr zurück. Dreimal wiederholte er sich in unveränderter Weise. — Als der Morgen kam, blickte sie erschöpft in sein dämmerndes Licht, die Erlebnisse der Nacht vor der Seele. Ein Wagen rollte in dem Augenblicke. Es war der Staatsanwalt, welcher abfuhr. Sie stand auf, hüllte sich in einen Mantel, und trat auf die Terrasse hinaus, um ihm mit ihrem Schnupftuche ein Lebewohl nachzuwinken. Er gewahrte sie und sprach, auf sie deutend, zu dem Diener. Dieser kam gleich darauf zu ihr hinauf und überbrachte ihr einen Brief. Verwundert erbrach sie das Siegel und las: „Ich wollte die Hochzeit vorbei sein lassen, bevor ich das einliegende Schreiben an Sie übergab. Da der Inhalt auch Thorilde betrifft, so vernichten Sie den Brief ja sogleich, nachdem Sie ihn gelesen."

Es war ein Schreiben ihres Schwagers, aus Edinburg datirt, worin er sein Zusammentreffen mit Ellena bei dem Morgenconcerte, und seine vergeblichen Versuche, sie aufzufinden, die uns schon bekannt sind, schilderte. Am Schlusse rügte er gegen den Vormund den Mangel an Vorsicht von Seiten der Frau von Gasmund, einen Tonkünstler von so zweideutigem Rufe in die Nähe ihrer schönen Töchter gebracht zu haben, da es eine bekannte Thatsache sei, daß Roués den größten Einfluß auf unschuldige Frauen ausübten; weil sie indessen genug für diese Nachlässigkeit

durch Thorilden's Unglück gestraft sei, so wolle er ihr weiter kein hartes Wort darüber sagen.

Sie weinte sich müde nach dieser Lectüre, legte den Brief auf den Betttisch, und drückte das schwere Haupt in die Kissen. Bei ihrem Erwachen wollte sie ihn noch einmal durchlesen und dann den Flammen übergeben. Es ward acht Uhr, bis sie die Augen wieder aufschlug. Alles war still; doch meinte sie, halbwachend, einen Schritt vernommen zu haben. Ihr erster Gedanke war der Brief; sie streckte die Hand danach aus, allein er war verschwunden.

5.

Das Café chantant.

Im Garten der Tuilerien blühten die Astern, über dem herrlichen Arc de l'étoile stand allabendlich der Comet mit einem den Horizont bedeckenden Schweife, im Pré Catelan, jardin Mabille und Château des fleurs fanden nächtlich jene Zauberfeste statt, welche wie ein Traum aus den Erzählungen der „Tausend und Eine Nacht" die Einbildungskraft bestricken und dem Gedächtnisse unvergeßlich sich einprägen. — Sonnig schön lag Paris in seinem Glanze da, und spottete mit seinem lachenden Scheine jedem Gedanken an eine Winterseite des Lebens.

Es war Sonntag. Der Bourgeois zog, festlich gekleidet, mit Weib und Kind, um den Tag im Freien zu verleben, in das Bois de Boulogne hinaus. Die Kirchen füllte nur eine kleine Zahl von Andächtigen, die der Madeleine

ausgenommen, wohin die Fremden, wenn auch nicht der Erbauung wegen, ihren Weg nehmen. Wie immer, konnte auch diesmal kein Apfel hier zur Erde fallen.

Gleich am Eingange nahm ein Herr, der uns schon bekannt ist, seinen Posten. Jener Fremde, welcher in London so eifrig der schönen Sängerin, Signora Anella, nachspürte, hatte sich hier, wie es schien, in ähnlicher Absicht eingefunden; denn er wies den ihm gebotenen Stuhl zurück und sein Auge glitt suchend über die Menge, wobei er die Lorgnette unausgesetzt benutzte.

Dem Leser wird sich schon verrathen haben, wer dieser Fremde ist, wir wollen ihn daher bei seinem Namen nennen. Herr von Gasmund hatte, auf die Nachricht von dem Verschwinden seiner Tochter, sich nach Europa übergeschifft, und in London jene vergeblichen Versuche, ihrer habhaft zu werden, unternommen. — Von dort ihrer Spur nach Schottland folgend, war sie auch hier wieder seinem Auge entschwunden und mit großer Mühe brachte er darauf noch in Erfahrung, daß Paris des Paares nächstes Ziel geworden sei.

Aber wie in Paris Jemand auffinden? — Wie in diesem Menschenmeere, in diesem wogenden Hin und Her von Fremden aus allen Zonen, die Spur der Einen, die allein seine Aufmerksamkeit fesselte, entdecken?

Schon hatte er die ganze Woche ohne die leiseste Annäherung auf Erfolg diesem Bemühen gewidmet, als ihn

sein Banquier auf die Kirche hinwies. Freilich, wer hätte wohl Paris betreten, und nicht am Sonntage die Madeleine besuchen wollen?

Er schauete also und schauete. Neben ihm stand ein blonder junger Mann, auf den Stuhl einer schönen jungen Frau gestützt, deren Gesicht ihm der Hut verbarg. Thorilde! wurde diese flüsternd von ihm angeredet. Bei Nennung des Namens fuhr Herr von Gasmund zusammen, und bemühte sich die Dame näher in das Auge zu fassen. Allein ihr Begleiter schien von solcher Aufmerksamkeit kein Freund zu sein; er sah ihn fragend an, und wandte sich darauf so gegen ihn, daß seine Gestalt die Sitzende deckte. Gleich darauf wurden seine Blicke nach einer andern Seite hin gelenkt. Durch den Mittelgang drängte sich mühsam ein Herr, dessen Begleiterin, obwol er ihrer nur halb ansichtig ward, ihn an die Gesuchte erinnerte. Er verließ seinen Platz, um ihr näher zu kommen; allein wie er sich auch wandte, so vermochte er nicht sie zu erreichen; nur einmal noch gelang es ihm, einen vollen Blick auf sie zu richten; dann war sie seinem Auge, als ob die Erde sie verschlungen, entschwunden. Kein Zweifel blieb ihm, daß sie es war; obgleich sie ihm heute um vieles älter vorkam. In dem Ausdrucke ihres Gesichtes hatte sich etwas verändert. — Vormals lag etwas Plastisches darin, — etwas an die Ruhe der Antike Erinnerndes; jetzt glich sie mehr einem irdischen, lebenden Weibe.

Er wartete noch lange draußen am Eingange auf sie; allein unter Allen, die hierhin, dorthin fuhren, war keine, die ihr nur entfernt geglichen hätte. Dagegen sah er den jungen blonden Herrn mit seiner Gefährtin den Weg nach den Champs Elysees einschlagen.

Was nun? fragte er sich, und ging, um in einem Café sein zweites Frühstück einzunehmen. — Bekanntschaften macht man in Paris schwer, bei den Restaurants spricht Niemand den Fremden an, so daß dieser auf seine eigene Gesellschaft und ein Zeitungsblatt angewiesen ist. Herr von Gasmund ließ sich die Tagesblätter reichen, und las, indem er speiste. Zufällig fiel sein Auge auf einen Paragraphen musikalischer Nachrichten, worin die Ankunft Wagner's, des Componisten von Rienzi und dem Tannhäuser, angeführt war.

Wie ein Blitz fiel die Nachricht in seine Seele. Leopold würde ohne Zweifel diesen aufsuchen und ihm seine Wohnung nennen. Auf diesem Wege konnte er den Aufenthalt seiner Tochter erfahren.

Aber wie war Wagner zu finden? Er sann und sann. Heute, am Sonntage, hatten die Musikalienhändler geschlossen, morgen fand sich durch diese vielleicht ein Ausweg. Oder sollte er zu Madame Viardot-Garcia fahren? — bei Wilhelmine Claus nach dem Künstler fragen? —

Genug aber, jetzt stand er dem Ziele nahe, und die

kleinen Mühen, es zu erreichen, kamen ihm, nachdem er die größeren erfolglos überstanden, wie nicht beachtenswerth vor. — Erheitert zahlte er seine Rechnung, und brach auf, um auf der Post nach seinen Briefen zu fragen, und dann im Bois de Boulogne zu speisen. — Er fand ein Schreiben des Staatsanwalts Möser seiner harrend, welches die Anzeige der Vermählung seiner Nichte enthielt. Frau von Gasmund, bemerkte dieser, sei über einige Aeußerungen in seinem ihr mitgetheilten Briefe beleidigt und schreibe ihm daher nicht eigenhändig. Auch sei sie krank und in ärztlicher Behandlung für jetzt in Baden-Baden. Wolle er seine Nichte aufsuchen, so finde er sie „Rue du Colysée Nr. 9;" doch warne man ihn den Namen des Künstlers en question dort zu nennen, noch von seiner Tochter zu reden, weil die Gemüthsbewegung der jungen Frau bei der Gelegenheit ihren Antheil an den Betheiligten verrathen könne. —

Herr von Gasmund hielt es nun für besser, sie nicht aufzusuchen, weil, bei dem Schweigen über das, was ihm zunächst am Herzen lag, ihr Begegnen kein wohlthuendes sein konnte. Er winkte also einem offenen Fiacre und fuhr die Champs Elysées hinauf der Avenue de l'Imperatrice zu. Wagen drängte sich hier an Wagen in zwei und dreifacher Reihe; die geschmückten Schönen fesselten sein Auge weniger, als die einzelnen glänzenden Equipagen. Plötzlich hörte er aus einem vorüberrollenden Fiacre seinen Namen rufen, und zurückschauend bemerkte er einen auf-

recht in seiner Droschke stehenden, ihm eifrig zuwinkenden Herrn.

Er hieß seinen Kutscher halten, und erwartete nun den ihm fremd scheinenden Mann, welcher umlenkend, dicht an seine Seite fuhr.

„Gleich habe ich Sie erkannt!“ rief dieser ihm zu, „und Sie dagegen sehen mich immer noch fragend an; wie wenig müssen Sie sich also, wie sehr ich mich verändert haben! Fällt Ihnen denn mein Name gar nicht bei? — Der Geheimrath Ledebuhr?“

„Ja freilich!“ erwiederte Herr von Gasmund, als löse sich plötzlich die Binde vor seinen Augen. „Wie war es möglich Sie nicht gleich zu erkennen? — Nur der Umstand, daß ich wohl eher des Himmels Einsturz, als Sie in Paris vermuthet hätte, kann schuld daran sein, daß ich nicht gleich auf den ersten Blick ihren Namen auf der Lippe hatte.“

Er stieg aus und setzte sich zu dem alten Bekannten.

„Ich bedurfte einer Ferienreise,“ begann dieser; „statt in ein Bad zu gehen, wählte ich diesmal Paris und zwar aus zwei Gründen. Erstlich wollte ich Ihre Nichte, die junge Baronin Rheinfeld, hier besuchen, und zweitens auf dem Wege einen Abstecher nach Baden-Baden, um Ihre arme Schwägerin zu sehen, machen.“

„Mich wundert, daß Möser kein Wort davon fallen ließ,“ warf Herr von Gasmund ein.

„Es war ein sehr rascher Entschluß von meiner Seite, der ihm wahrscheinlich, bei Abgang seines Briefes, noch unbekannt geblieben. — Auch bin ich erst gestern Abend hier eingetroffen."

„Sahen Sie meine Nichte schon?"

„Noch nicht. Sie war, als ich sie aufsuchte, in der Kirche; man meinte, sie würde von dort in das Bois du Boulogne fahren, darum folgte ich ihr hierher. Finde ich sie nicht, so überrasche ich sie zu Tische."

Herr von Gasmund theilte ihm seine Vermuthung, daß er sie in der Madeleine getroffen, mit und erwähnte, daß ihre Schwester sich dort gleichfalls befunden habe.

„Verhüte Gott nur, daß Beide sich begegnen!" fiel der Geheimrath sogleich ein. „Die arme Thorilde würde dadurch in eine entsetzliche Verlegenheit gerathen. Sie könnte ihre Stellung in der stolzen Familie damit auf einen Wurf verderben, während die Andere nichts dadurch gewinnen würde. Ich habe meinerseits auch ein ernstes Wort mit dem Herrn Leopold zu reden und hoffe ihm den Aufenthalt hier etwas zu verleiden."

„Nur nicht, bevor er mir meine Tochter herausgegeben hat," nahm der Andere heftig das Wort.

„Es fragt sich erst noch, ob sie sich aufgeben lassen will."

„Sie wird es müssen!" fiel Herr von Gasmund zornig ein. „Sie ist nicht mündig, hatte kein Recht über

sich zu verfügen. Ein erbärmlicher Mensch, der dies bloße Kind ihm zu folgen verleiten konnte!"

Die Unterhaltung ging nun auf die letzten Ereignisse in der Familie über; die Herren hatten sich auch manche persönlichen Erlebnisse mitzutheilen, die Zeit verflog, und der Geheimrath, nach seiner Uhr sehend, bemerkte, daß sie sich trennen müßten. — Wo sind Sie eingekehrt?" fragte er Herrn von Gasmund. „Vielleicht können wir noch ein Abendstündchen mit einander verleben?"

Dieser war im „Hotel du Louvre" abgestiegen, während Jener das „Des deux Mondes" gewählt."

„Wenn ich ein Zimmer neben Ihnen bekommen könnte, würde ich übersiedeln," bemerkte der Geheimrath.

„Sehen Sie sich darnach um und morgen reden wir darüber." So schieden sie an der Ecke der nach Thorilden's Wohnung führenden Straße.

Mit eigenthümlicher Empfindung schellte der Arzt an der Thüre ihres Logis und nannte dem Diener seinen Namen. Das freudige Ah! des Erstaunens, womit die junge Frau diese Botschaft entgegennahm, tönte bis auf den Flur hinaus, und das Willkommen brachte sie, ihm entgegen eilend, in liebenswürdigster Weise selbst. Noch ein Couvert!" rief sie dem Diener zu und ergriff wieder und wieder, um ihm ihre Befriedigung auszu-

drücken, seine Hand. Ihr Gatte war nicht im Zimmer. Als er eintrat und den Gast vorfand, begrüßte er ihn nur kühl. Man setzte sich gleich darauf zu Tisch. Thorilde hatte so vieles nach Freunden, Bekannten, vorzüglich nach ihrer Mutter zu fragen, daß sie darüber alle Speisen stehen ließ. Die Mittheilungen über das Befinden der letzteren waren wenig beruhigend und die ernste Besorgniß des Arztes blickte, trotz seiner trostreichen Worte, hindurch. Auch bereitete er sie vor, daß sie vielleicht in nächster Zeit an ihr Krankenlager berufen werden könne, eine Möglichkeit, vor der Ludolf seine Stirne in Falten zog. — Als man diesem das Wort gestattete, pries er den Aufenthalt in Paris, als unbeschreiblich reizend.

Sein Vater hatte ihm früher nie erlaubt es zu besuchen, und er nicht sehr darum gebeten, weil es ein nahes Zusammenleben mit seiner Mutter brachte; jetzt, wo er ohne diese hier sein durfte, fand er den Wechsel der Vergnügungen so einladend, daß er es nie zu verlassen wünschte.

Thorilde blickte bei solchen Aeußerungen mitunter ernst vor sich nieder.

„Man giebt hier viel Geld aus,“ bemerkte sie. „Unsere Casse würde nicht ausreichen, wenn wir lange blieben.“

„Wir dringen auf Zulage?“ versetzte lachend Ludolf.

„Mein Papa wird, wenn es sein muß, schon herausrücken. Du kennst ja, wie gut ich ihn zu nehmen weiß.“

„Oder zu quälen!“ fiel sie scherzend ein.

Der Geheimrath bemerkte auf ihrer glatten Stirne eine Falte der Sorge, welche ihm nicht gefiel. Man nahm im Salon den Kaffee ein. Ludolf benutzte die Gelegenheit, seiner jungen Gattin etwas in das Ohr zu raunen, worüber sie blutroth ward; schnell jedoch ihre Fassung wieder gewinnend, sagte sie darauf: „Nicht wahr, lieber Geheimrath? Sie begleiten uns auf einer Fahrt nach dem Chateau des Fleurs? Sie müssen doch auch die Sehenswürdigkeiten von Paris in Augenschein nehmen?“ — Und während Ludolf in dem anstoßendem Zimmer etwas zu suchen ging, flüsterte sie: „Glauben Sie ja nicht, daß ich nicht tausendmal lieber mit Ihnen allein wäre und mich Ihrer lieben Gegenwart ungestört erfreute; aber Ludolf kann sich dergleichen, wenn es ihm einmal im Kopfe steckt, nicht versagen, und ihn allein an einen Ort gehen zu lassen, wo sich ihm so viele Verführungen bieten, das darf ich nicht wagen.“

So war sie also schon sein besseres Ich, sein moralischer Spiegel geworden; so hatte sie nicht nur die Sorge für ihr eigenes sittliches Streben auf dem Gewissen, sondern auch die für den erwählten Gefährten.

Thorilde war weiß mit Cerisebesatz gekleidet und trug einen Gazehut von gleicher Farbe, der ihr reizend stand;

allein dies war keine Straßentoilette, noch paßte sie für den zu besuchenden Ort, wo die einfachste dunkele Kleidung, als Beweis, daß man nicht gekommen Männeraugen auf sich zu ziehen, erforderlich ist. Sie erregte daher weit mehr Aufmerksamkeit, als ihrem Zartgefühle an einem solchen Orte lieb sein konnte, und der Geheimrath bemerkte mit väterlich warnendem Tone, ob der Garten für eine so junge Frau auch wohl ganz passend sei? Hierauf runzelte Ludolf sogleich die Stirne und erwiederte: unter seinem Schutze könne sie überall sein, und jede unnütze Prüderie würde, da er nicht gesonnen, einem solchem Bedenken sein Vergnügen zu opfern, ihnen das Leben nur verbittern.

Man trat in einen der Kioske um Erfrischungen zu nehmen. Ludolf gewahrte den jungen Grafen H.... aus Schlesien, winkte ihn zu sich und ließ Champagner geben. Dann bat er den Geheimrath einige Minuten das Hüteramt bei seiner jungen Frau zu übernehmen, und schlenderte mit diesem fort. —

„Ist das nicht derselbe Graf H...., welcher hier so ungeheuere Summen verschwendet und ein prächtiges Haus gebaut hat?“ fragte der Arzt.

Thorilde nickte.

„Glücklicher Weise ist er reich genug, um es bestreiten zu können,“ fügte sie hinzu. „Nur ist er ein schlimmes Beispiel für solche, welche es nicht sind.“

„Paris ist kein Ort für den, welcher Verführungen nicht widerstehen kann," warf der Geheimrath hin.

„Leider! Mein Schwiegervater hat meinen Einfluß auf seinen Sohn zu hoch angeschlagen. Daß wir hier freie Wohnung haben, hätte kein Grund uns herzusenden sein sollen. Doch davon ein anderes Mal! Sagen Sie mir, habe ich denn recht gesehen, war es Ellena's reiches rothblondes Haar, das ich heute morgen unter dem kleinen schwarzen Strohhute in der Madeleine erblickte? Mein Gott! Ich hätte, als ich es sah, Ellena rufen mögen; und doch war ich, da ich sonst weiter nichts von ihr erblicken konnte, ungewiß, ob ich recht gesehen, und wagte ihren Namen nicht auszusprechen, ihr nicht nachzueilen, sie nicht zu suchen! Aber nicht aus dem Sinne gekommen ist sie mir seitdem!"

„Sie war es," erwiederte der Geheimrath bestätigend und sah sich um, ob auch die beiden Herren schon wiederkehrten, „und ich warne Sie, wenn sie wieder in Ihre Nähe kommen sollte, sich zu verrathen. Sie dürfen sie unter keiner Bedingung in ihrem jetzigen Verhältniße als Schwester begrüßen, denn dadurch gerade würde ihre Lage bekannt werden, während wir Alles anzuwenden wünschen, um sie der Welt und der Familie Ihres Gatten zu verheimlichen, und sie zu Ehre und Pflicht und dem Vater zurückzuführen."

„Was wird sie aber von mir denken, wenn ich scheinbar kalt an ihr vorübergehe?“ fragte Thorilde kummervoll.

„Sie wird das Warum ja bald genug erfahren; lassen Sie sich das also nicht quälen.“

„Sollte ihr Begleiter mich aber anreden?“

„So wenden Sie ihm stolz den Rücken.“

„Mein Gott! Wenn doch die Erde zu meinen Füßen sich öffnen und in einem so schweren Momente mich verschlingen wollte!“ rief sie entsetzt. „Lieber Geheimrath! Ich habe schon vieles gelernt, aber ich fürchte, noch Schwereres steht mir bevor. Wie unglücklich sind doch Mädchen, welche liebender Eltern entbehren! Wie verödet es das Herz, und giebt sie, Pappelnreisern gleich, dem Hauche aller bösen Winde preis.“

Die schwarzen Brauen zogen sich unter den traurigen Worten dicht zusammen und ließen die Falte doppelt tief erscheinen. Mit achtzehn Jahren schon die gefurchte Stirn, dachte der Arzt.

Lachend kam Ludolf jetzt mit dem Grafen zurück. „Wir wollen zusammen soupiren,“ sagte er. „Für Dich paßt die Gesellschaft nicht, ich will Dich also erst nach Hause bringen.“ Thorilde erblaßte. Sie legte, aufstehend, ihren Arm in den des Geheimraths, der ihr Zittern fühlte, und bemerkte, gegen den Grafen sich wendend: „Ich sollte Ihnen böse sein, daß Sie Ludolf mir abwendig machen.“

„Nur dies eine Mal!“ sagte jener bittend. „Es soll auch gewiß nicht wieder geschehen.“

„Die Hand darauf,“ erwiederte sie, ihm die zierliche mit dem eng sich anschmiegenden, feinen Handschuhe bekleidete Rechte zum Vertrage entgegen haltend. Er mußte die seinige bestätigend hineinlegen. „Ein Mann ein Wort!“ fuhr sie scherzend fort, und sah mit liebreizendem Lächeln zu ihm empor.“

„Wie schön Sie sind!“ rief der junge Graf, als gewahre er es erst jetzt, mit dem Tone der Ueberraschung.“

„Das wollte ich nicht von Ihnen hören,“ sagte sie coquett, „wohl aber, ob Sie morgen mit uns speisen können?“

„Morgen, übermorgen, alle Tage, so oft Sie mich des Glückes mich in Ihren Augen zu sonnen, für würdig halten.“ Er wollte ihre Hand an seine Lippen ziehen. „Nichts da!“ rief Ludolf, halb schmollend, halb wie im Scherze, und entzog sie ihm. „Vergessen Sie nicht, daß dies meine Frau ist.“

„Können Sie mir es verdenken, wenn ich die Thatsache zu ignoriren wünsche?“

So werde ich Ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen wissen.“

„Allzu gütig!“

Sie hatten den Ausgang des Gartens erreicht. Ludolf ließ hier den Arm seiner Gattin fahren, um den Wagen herbeizurufen; plötzlich aber wandte er sich, wie unschlüssig, wieder zurück, und sagte: „Helfen Sie mir den Kutscher suchen, lieber Graf!“ Dieser nahm seinen Arm hierauf und folgte ihm. Thorilde ergriff den des Geheimraths. „Mißverstehen Sie mein Betragen nicht,“ sagte sie zutraulich. „Die Bekanntschaft des Grafen ist ein großes Unglück für Ludolf. Ich habe Jenen bis jetzt mit großer Nichtachtung behandelt; aber ich sehe ein, daß ich dabei verliere. Hätte ich es nicht gethan, würde der Graf Ludolf nicht an dieser nächtlichen Orgie Theil zu nehmen beredet haben. Il n'y a que le premier pas, qui coûte. Es ist nun geschehen, ändern läßt es sich nicht, meine Bitten würden nichts fruchten, ja ihn nur reizen, weil sie ihn den Neckereien der Anderen aussetzten, ihm den Namen eines Pantoffelhelden zuzögen. — Aber für die Zukunft will ich es mir zur Lehre dienen lassen. Wie sehr zuwider mir auch die Freunde meines Gatten sein mögen, so muß ich sie mir gewinnen, coûte qui coûte.“

„Wird daraus nicht ein anderer Uebelstand erwachsen, ist der junge Baron nicht eifersüchtig?“ fragte der Geheimrath bedächtig.

„Mag er es sein, um so ängstlicher wird er mich

hüten, um so weniger mir von der Seite gehen!" sagte sie aufgeregt.

Die jungen Männer kehrten so eben zurück. „Sollen wir mitfahren?" fragte Ludolf. „Meine Frau ist ja in guter Obhut ohne uns?"

„Wie Du redest, Ludolf! Als ob der Graf nicht viel zu galant wäre, um hier von mir zu scheiden! Du setzest ihn mit Deiner Zumuthung ja nur in Verlegenheit," antwortete Thorilde für diesen.

„Versteht sich!" nahm dieser nun das Wort, und bot der schönen Frau die Hand zum Einsteigen. Der Baron sah ihn mißbilligend an.

„Nehmen Sie den Platz mir gegenüber ein, lieber Graf!" fuhr Thorilde fort. „Ich habe Ihnen etwas in das Ohr zu flüstern. Sie sollen mir einen Wunsch erfüllen, den ich meinem abtrünnigen Ehegemahle nicht vorzutragen wage. Wäre es nicht möglich, daß wir auf dem Wege durch die Champs Elysées, dort anhielten, und ein Café chantant in Augenschein nähmen?" setzte sie, leiser sprechend, mit vertraulichem Tone hinzu. „Ich habe so viel von diesen Vergnügungsorten gehört, daß ich vor Verlangen sterbe Zeuge dieser Lustbarkeit zu sein. Ich bitte nur um ein kurzes Viertelstündchen, zehn Minuten, fünf Minuten, wenn Sie wollen. Können Sie mir das Opfer bringen, eine so lange Zeit von Ihrem

Souper abzuziehen, wenn es gilt mir eine Freude zu machen?"

„Spotten Sie nicht, schöne Frau! Welches Vergnügen kann es noch für mich geben, so lange ich in diese schönen Augen schauen darf?"

Ludolf und der Geheimrath waren indessen eingestiegen, und Ersterer rief dem Kutscher die Weisung nach Hause zu fahren, zu. „Einen Augenblick, lieber Baron!" unterbrach ihn der Graf. „Die Baronin kennt noch kein Café chantant. Gönnen Sie mir das Vergnügen ein solches ihr zeigen zu dürfen!"

„Aber unser Souper! Sie sagten ja vorhin zu mir, daß wir eilen müßten," rief Ludolf stirnerunzelnd.

„Es kommt ja nur darauf an, daß wir uns amüsiren! Geschieht es hier, so mag man uns dort entbehren; gestatten Sie also, daß ich dem Kutscher befehle, dem Elysée Bourbon gegenüber anzuhalten!"

Es ließ sich dagegen nichts einwenden. „Wie liebenswürdig von Ihnen!" flüsterte Thorilde, und gegen den Geheimrath sich wendend, sagte sie: „Einmal unterwegs genießen Sie dies Stückchen Pariser Nachtleben noch mit uns, nicht wahr, verehrter Freund?"

Dieser nickte freundlich bejahend. Ihm ahnte nach dem, was sie vorhin geäußert, daß sie Zeit zu gewinnen wünsche, und vielleicht auf diese Weise Ludolf dennoch heimzuführen hoffe. Man stieg aus.

„Erlauben Sie mir, Ihrer Frau Gemahlin den Arm zu bieten," bat der Graf. „Ich weiß hier Bescheid, und werde daher, damit wir den rechten Platz gewinnen, vorauf gehen.

Ludolf und der Geheimrath folgten.

Trotz der späten Stunde fanden sie ein dichtes Gewühl von Menschen. Theils waren es Fremde, theils Leute aus dem Volke, welche auf eine hochgestellte offene Bude hinschaueten, von welcher her Musik zu ihnen herüber klang. Bald waren es Herren, bald Damen, welche in den Vorgrund tretend, sangen. Die glänzende Erleuchtung und eine gewählte Balltoilette ließen die letzteren, in dieser Entfernung, dem Schatten einer lauen Sommernacht gegenüber, wie Feengestalten erscheinen, und da es meistens schöne Frauen waren, so mochte man mit Recht zweifeln, ob ihre Stimme oder ihre Persönlichkeit die Bravos hervorriefen.

Es war so eben eine Pause eingetreten. — „Wollen wir hineingehen?" fragte der Graf; „oder hier außerhalb unsere Stehplätze umsonst einnehmen?"

„Wie, schickt sich diese Sparsamkeit für deutsche Reichsunmittelbare?" fragte Thorilde mit lachendem Spotte, in der Absicht, durch diesen Schritt vorwärts das verhaßte Souper weiter noch hinaus zu schieben.

Sie traten also in den abgesteckten Kreis, wo man auf einen Sitz Anspruch machen konnte, und suchten ei-

nen leidlichen Platz unter den noch unbesetzten Stühlen zu gewinnen. Die Beleuchtung, in der sie sich selbst hier befanden, war nur schwach, weil absichtlich das grellste Licht in das Innere der Bude fiel. Indem Thorilde ihr Auge auf die mitschauenden Gäste in ihrer nächsten Nähe richtete, kam es ihr vor, als bemerke sie unter diesen den bei ihrer Hochzeit zugegen gewesenen Vetter von Rheinfeld. War er es, so saß er in der zweiten Reihe hinter ihr. Sie konnte, ohne große Absichtlichkeit, den Kopf nicht völlig zu ihm herumwenden; flüsterte aber Ludolf zu, ob nicht er ihn auch bemerkt? Dieser verneinte es verstimmt. Er hatte die Hände in die Taschen seines Paletot gesteckt, und stand neben dem Stuhle des Grafen, dem er von Zeit zu Zeit einen argwöhnisch beobachtenden Blick zuwarf. Der Geheimrath saß, als ruhiger Beobachter der ganzen Scene, neben Thorilden. —

Jetzt hatte die Pause ihr Ende erreicht, ein Trio von Männerstimmen eröffnete den neuen Abschnitt und diesem folgte das Solo einer Dame, deren Gesicht Anfangs das vorgehaltene Notenblatt verbarg. Voll und rund kamen die Töne aus der Brust hervor, und mit so wunderbarem, metallreichen Klange, daß die Hörer, um zu lauschen, den Athem anhielten. Jetzt ließ die Sängerin ihre Arme sinken und holte noch tiefer aus.

„Welch ein göttliches Geschöpf!“ rief Graf H. seiner Nachbarin zu und die Menge erhob die Hände zu lau-

tem Klatschen. Die Sängerin verstummte vor diesem Geräusche; allein sie verneigte sich nicht. Als wieder Stille eintrat, fuhr sie mit dem eben verlassenen Tone zu singen fort, und schien gegen das gespendete Lob gleichgültig.

„Ich möchte nur wissen, warum eine so schöne Person, mit einer solchen Stimme, hier auftritt?“ begann der Graf aufs Neue; allein seine Nachbarin, ganz verloren in den Gesang, wie es schien, antwortete keine Silbe. „Lieber Baron!“ flüsterte er diesem zu, „bitte, nehmen Sie eine Minute lang meinen Platz neben Ihrer Frau Gemahlin ein, während ich in dem Café mich nach dem Namen und den sonstigen Verhältnissen dieser Person erkundige. Es ist wahrhaftig sündlich, sie in dieser Lage zu lassen! Wir müssen ihr Beschützer finden.“

„Aber was wird dabei uns unserm Souper?“ fragte Ludolf zurück.

„Ach was, Souper! Können Sie diesem göttlichen Geschöpfe gegenüber noch einen Gedanken an irgend etwas in der Welt haben, als sie zu besitzen? Thun Sie doch nicht, als ob Sie von Stein wären, Liebster. Man müßte ja kaltes Fischblut in den Adern haben, wenn es nicht solcher Schönheit gegenüber wallte? — Ich bin bald wieder zurück. Vielleicht willigt sie sogar ein mit uns zu gehen? Ein himmlisches Geschöpf!“

Ludolf nahm neben Thorilden Platz, ohne daß diese es zu bemerken schien. „Fassung!“ flüsterte ihr der Ge-

heimrath zu, und griff nach ihrer Hand, die er väterlich in der seinigen hielt und leise drückte. Wie eine Bildsäule saß sie da, auf ihrer Stirne perlten große Tropfen, sie athmete kaum noch. Ihr Auge starrte nach der von dem Grafen eingeschlagenen Richtung. Sie hatte seine Worte theilweise vernommen. Was würde man ihm berichten, mit welcher Nachricht er zurückkehren? fragte sie sich. Ihr Herz klopfte hörbar. Sie wußte nicht, sollte sie gehen, sollte sie bleiben. Hätte sie den Fluß nahe gewußt, sie würde versucht haben ihn zu erreichen und in seinen Fluthen ihrem armen Leben ein Ende zu machen. Sie zuckte mitunter, als wolle sie aufspringen; allein die Hand des Geheimraths hielt sie auf ihrem Sitze zurück. — Es mußte ausgehalten werden, welche Tortur es auch für sie sein mochte, ersparen konnte er ihr diese nicht. Sie kannte das vorgetragene Lied, jeder Ton desselben war ihrem Gedächtnisse gegenwärtig, und sie fragte sich: ob es auch Wahrheit sei, daß sie es hier, in dieser Umgebung, aus demselben Munde wieder vernähme. Sie blickte so starr um sich, als zweifle sie an sich und an Allem.

Jetzt war der letzte Ton verklungen, mit einer leichter Verneigung zog sich die Sängerin zurück und das Publicum ließ rauschenden Beifall ertönen. Ueblich war es, daß die so Gefeierte vortrat und dankte, und das Rufen der Hörer hatte auch nur diesen Zweck. Allein sie kam nicht. Unwilliges Murren war die Folge. Als es

lauter und lauter ward, trat der Director vor und entschuldigte das Nichterscheinen der Cantatrice mit einem weiteren Engagement, das ihr keine Minute des längern Verweilens hier gestattet habe.

Thorilde that den ersten Athemzug wieder. — So war sie fort, und der Graf konnte sie nicht mehr sehen, sie nicht auffordern an seinem Souper Theil zu nehmen? Diesmal wenigstens war sie gerettet.

Auch kehrte er jetzt zurück.

„Nun?“ redete ihn Ludolf an. Er zuckte mit den Achseln.

„Sie hat einen alten Cerberus bei sich, eine Art Barnum, wie ich vermuthe, der Niemand zu ihr läßt. Indessen für Geld erhält man Alles. Ich weiß, wo sie wohnt, und es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ich dem Menschen nicht ein X für ein U machte. Er kann nicht immer zu Hause sein, und ich werde schon aufzupassen wissen.“

„Was Sie Alles vorhaben,“ sagte Ludolf spottend.

„Und nicht ich allein. Es war noch ein Herr da, welcher mir fast den Spaß verdorben hätte; denn er wollte durchaus nicht, daß der Director mir die Adresse der Dame geben sollte und nur indem ich diesem einige Louisd'or in die Hand drückte, trug ich den Sieg davon.“

„Wirklich?“ fragte Ludolf leise. „Aber unser Souper?“

„Zum Teufel mit dem Souper!“ Erwartete man mich nicht, um die Rechnung zu bezahlen, so brächte mich kein Gott jetzt hin; denn erstens sind die dunkeln Augen der Baronin weit schöner, als Alles, was mir dort leuchtet; und zweitens habe ich jetzt die blonde Schönheit im Kopfe. Verwünscht wenn man sich so gebunden hat!“

Der Geheimrath sagte, als man einsteigen wollte, daß er sich hier von der Gesellschaft verabschieden müsse, weil er einem Freunde versprochen, ihn noch im Hotel du Louvre aufzusuchen.

Er wollte Ludolf durch seine Entfernung Thorilde nach Hause zu begleiten zwingen. —

6.

Die telegraphische Depesche.

Das Wetter verleugnet nie seine Wirkung auf unser Gemüth. Erwachen wir mit traurigen Gedanken, so ist eine lachende Sonne das beste Mittel, um uns das Gewicht unserer Sorgen vergessen zu lassen. Auch Thorilden ging es heute so. Die manchen Seufzer, welche sie seit gestern in sich hinein ausgehaucht, verstummten vor dem Anblicke des tiefblauen Himmels, der aus seiner wolkenlosen Höhe die heitersten Strahlen in ihr Schlafgemach sandte.

Es war schon über die gewöhnliche Stunde. Rasch kleidete sie sich daher an, und eilte in das gemeinschaftliche Frühstückszimmer, mit neuen Vorsätzen für das Gedeihen ihrer jungen Ehe. Ludolf trat ihr hier im Schlafrocke entgegen. Als er ihren gewählten Morgenanzug erblickte,

runzelte er die Stirne. „Wie? Du willst schon ausgehen?“ fragte er verwundert. „Oder — erwartest Du etwa Besuch?“ setzte er, sie mit argwöhnischem Blicke messend, hinzu.

„Weder das Eine noch das Andere, mein liebes Männchen!“ erwiederte sie lachend, und schenkte ihm mit heiterem Gesichte den Kaffee ein. „Ich habe mich einstweilen ganz allein für Dich und zweitens auch noch, um Zeit zu sparen, geschmückt.“ Daß Du an einem so herrlichen Tage nicht lange im Hause fest zu halten sein würdest, wußte ich schon; nun möchte ich aber gern, bevor wir ausgehen, an Deine lieben Eltern, mit Dir gemeinsam, einen langen, ausführlichen Brief schreiben und dann auch noch einen eben so langen an meine arme, kranke Mutter; am besten also, wir gehen gleich an's Werk!

„Ich kann nicht sagen, daß ich dazu Lust verspüre,“ erwiederte Ludolf gähnend und zündete behaglich eine feine Cigarre an. „Ich wüßte auch nicht, daß ich irgend etwas der Mittheilung Werthes erlebt hätte.“

„Sie wollen nur von Dir wissen, ob Du wohl und mit Deiner kleinen Frau zufrieden bist; weiter nichts.“

„Das läßt sich mit zwei Zeilen sagen.“

„So mache Du den Anfang, und ich fahre dann fort.“

„Nein, mache Du den Anfang und ich will am Schlusse, als Postscriptum, mein Wohlergehen bezeugen.“

„Wie Du willst.“

Sie setzte sich ihm gegenüber und schrieb. Ludolf sah

ihr eine Weile zu. Es unterhielt ihn, mit dem Auge der Bewegung ihrer feinen Finger zu folgen. Endlich hatte er sich an dem Anblicke gesättigt, gähnte und sagte: „Was werden wir heute vornehmen?"

„Ich denke, wir gehen vorerst nach dem Hotel des Marschalls Sebastiani, und besehen die Zimmer, wo der Herzog von Praslin seine Frau ermordet hat," erwiederte Thorilde, immer weiter schreibend.

„Und dann?" fragte er.

„Und dann fahren wir, um die Gemälde in Augenschein zu nehmen, nach dem Louvre."

„Gut, aber das wird eine langweilige Geschichte sein. Was weiter?"

„Nun — vom Louvre vielleicht zu Fuß nach Hause?"

Ludolf bewegte verneinend sein Haupt.

„Oder eine Fahrt nach dem Bois de Boulogne?"

„Das wäre schon eher."

„Und dann, weißt Du, speis't der Graf mit uns."

„Hm!" erwiederte er gedehnt.

„Was wir nach Tische machen werden, läßt sich ja mit diesem verabreden; er wird wohl von der Partie sein. Vielleicht auch der gute Geheimrath. Was dieser heute vorzunehmen gedenkt, habe ich noch gar nicht erfahren."

„Wer weiß, ob der Graf auch kommt; er hat das schöne, roth-blonde Mädchen im Kopfe," bemerkte Ludolf, und schielte dabei zu Thorilden hinüber. Diese sah nicht

auf; doch fühlte sie alles Blut in ihren Wangen, während sie erwiederte: Er hat es zugesagt, und wird sein Wort halten. Er weiß ja überdem noch nicht, ob die schöne Sängerin ihn auch empfangen will."

„Du bist ja ganz roth geworden?" fragte Ludolf.

„So?" erwiederte sie, und blickte, noch röther werdend, zu ihm empor. „Es geht mir auch freilich durch das Herz, wenn ein Mann sich in so leichtfertiger Weise für ein schönes Mädchen interessirt. Das ist nicht recht von Deinem Geschlechte, Ludolf."

„Meinst Du? — Am Ende hat es aber jede gern, wenn sie ausgezeichnet wird und gönnt es nur der Anderen nicht," sagte Ludolf hämisch, und stand auf.

Thorilde legte die Feder aus der Hand. „Das war ein häßliches Wort," sagte sie, ihr Haupt stolz aufrichtend. „Ich hoffe nur, daß Du den Sinn, welchen es trug, nicht hast hineinlegen wollen."

„Warum nicht?" fragte er gedehnt.

„Weil ich höher von Dir möchte gehalten sein, weil ich es nie ertragen würde, mich einer gemeinen Gesinnung angeklagt zu sehen! Wenn ich Jemand gefallen will, Ludolf, so geschieht es nur darum, Dir, weil auch Andere mich bewundern, mehr noch zu gefallen. Deiner Eitelkeit zu genügen, putze ich mich und bin liebenswürdig, wo ich es sonst vielleicht nicht wäre."

„Wer das glaubte!“ murmelte er, verstimmt auf und ab gehend.

Diese kalten Worte verletzten sie, sein Zweifel schnitt tief in ihr ehrgeiziges Gemüth. Sie brach in Thränen aus. Es waren die ersten, welche Ludolf diesen schönen Augen entquellen sah; bestürzt blickte er sie an, seine üble Laune trat davor zurück, und vor ihr hinknieend, küßte er die Spitzen ihrer weißen Finger, trocknete mit ihrem Batisttuche die feuchten Wangen, und bat sie, nicht zu weinen. Seine Gutmüthigkeit, seine Zärtlichkeit, seine liebenden Worte beruhigten sie. Vergebend neigte sie sich über ihn hin und hauchte einen Kuß auf seine Stirn. „Thue das nie wieder, Ludolf!“ bat sie. „Du setzest das Glück unserer Zukunft damit auf das Spiel. Habe unbedingtes Vertrauen zu mir, und ich werde es stets zu verdienen wissen.“

„Ich will es ja auch! Ich will es ganz gewiß!“ versicherte er. „Du mußt aber auch meine Worte nicht so ernst nehmen! — Wenn Du gleich empfindlich bist, so nimmst Du mir den Muth, eine Bemerkung zu machen. — Was habe ich denn so Großes gesagt?“

Sie wußte jetzt kaum, ob sie nicht Unrecht gehabt; denn allerdings war, was er gesagt, weniger verletzend, als wie er es gesagt; und hierin auch wieder konnte ihre Stimmung die Hauptschuld tragen. — Wenn er ihr Erröthen mißverstanden, konnte es sie Wunder nehmen? — Sie hatte ihm die Wahrheit nicht bekannt; ihr Verhehlen lag

wie ein Schuldbewußtsein auf ihr, und schließlich sich selbst im Geheimen als die Ursache dieser Scene anklagend, gab sie gute Worte, und versprach für die Zukunft das Beste.

In neuer Eintracht saßen sie beisammen, als Graf H. angemeldet ward. Nichts konnte Thorilden in dieser Minute unangenehmer sein. Ihrer verweinten Augen halber dachte sie, trotzdem sie ihren Gatten so ungern diesem allein überließ, zu entfliehen; allein bevor dieser Gedanke noch zur That werden konnte, trat er, dem Diener auf dem Fuße folgend, schon in das Zimmer.

„Ich will auf eine Abweisung nicht warten," sagte er lachend, „es ist mir lieber, das „nicht zu Hause" aus Ihrem eigenen Munde zu vernehmen, schon darum, weil ich den Baron durchaus sprechen muß."

„Doch nicht unter vier Augen?" fragte Thorilde, sich fassend, mit schelmischem, dem Nein vorbeugen sollenden Tone.

„Wohin denken Sie, meine gnädige Frau? Heimlichkeiten in den Flitterwochen, welche Thorheit! Als ob ich nicht wüßte, daß die erste Gardinenpredigt ihm Jegliches entlocken würde? — Alles, warum ich bitte, ist Ihre Nachsicht, daß ich vor Ihnen einzugestehen wage, wie sehr mich die schöne Sängerin von gestern Abend interessirt."

„Das bedarf, weil ich diese Empfindung in ihrem ganzen Umfange theile, keiner Nachsicht," sagte Thorilde

mit einer so eisigen Ruhe, daß sie sich selbst nicht begriff, und statt roth zu werden, erbleichte sie bei den Worten.

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen," fuhr der Graf fort. „Um so offener bekenne ich Ihnen nun, daß es mich die ganze Nacht nicht hat schlafen lassen und schon in aller Frühe habe ich Kundschafter, über das seltsame Paar Nachrichten einzuziehen, ausgesandt. Welches Resultat, meinen Sie wohl, daß mir durch diese geworden? Rathen Sie! Ich bitte Sie, rathen Sie!"

„Ich kann nicht," versetzte Thorilde fast tonlos und glitt auf einen Stuhl. „Ich bitte, daß Sie Platz nehmen. Warum wollen wir einen so interessanten Gegenstand stehend verhandeln?"

„Nun denn," hob der Graf, sich ihr gegenübersetzend, mit triumphirender Miene an, „so hören Sie, was man mir hinterbracht hat. Das schöne Mädchen soll von guter Familie sein, und nur aus Furcht, daß man sie zu einer ihr verhaßten Heirath zwingen werde, ist sie dem elterlichen Hause entflohen. Ihr Cerberus aber — wer denken Sie, daß er sei?"

„Ich weiß es nicht," hauchte Thorilde, und stemmte ihre Füße, das sichtbare Zittern ihrer Kniee zu verbergen, fest auf die Erde.

„Niemand anders, als der Prinz Karl."

„Unmöglich!" rief Thorilde.

„Ich versichere Sie, daß er es ist!“ betheuerte der Graf.

„Er liebt die Musik, wie Sie wissen, und genießt sie in diesem Incognito.“

„Das ist nicht wahr!“ fuhr Thorilde auf.

„Bei Gott! Sie können es glauben. Und was mehr ist, der Kaiser Napoleon will ihm seinen Raub für 100.000 Franken abhandeln.“

„Lassen Sie sich das nicht einreden!“ sagte sie unwillig.

„Wie sollte ich nicht, da ich diese Nachrichten direct von einem der Hausfreunde Wagners, der mit seinem hohen Gönner auf vertrautem Fuße steht, eingezogen habe?“

„Man hat sich einen Spaß daraus gemacht, Sie hinter das Licht zu führen. Trauen Sie dem Berichte nicht! Die Sache wird ganz anders sein,“ rief Thorilde erregt.

„Das wollen wir bald in Erfahrung bringen,“ rief der Graf lachend. „Mein Vorsatz ist, dem Prinzen seine Schöne zu stehlen. Dazu gebrauche ich Ihren Herrn Gemahl zum Gehülfen. Ich habe den ganzen Plan zu dieser Entführung bereits im Kopfe und kann den Augenblick, wo ich ihn in Ausführung bringe, kaum erwarten.“

„Aber Sie sind unrecht berichtet,“ fiel Thorilde ein. „Bevor Sie einen Schritt thun, versichern Sie sich doch erst, ob jene Dame nicht in Begleitung eines Vaters, Bruders,

Gatten reiset! Bedenken Sie, welcher Tadel Sie träfe, wenn Sie sie solchen Händen entführten oder nur entführen wollten."

Der Graf lachte laut über ihre Sorge.

„Der Cerberus, von dem man mir gesprochen, wird wohl ein alter Kammerdiener des Prinzen sein," sagte er. „Uebrigens aber will ich sogleich selbst bei Wagner Erkundigungen einziehen. Beruhigen Sie sich also. Ich frage, bevor ich einen Schritt thue, erst persönlich dort nach."

„Wird man Ihnen die Wahrheit sagen? — Hat Wagner nicht vielleicht Auftrag, Sie hinter das Licht zu führen?" fragte sie mit Ueberzeugung.

„Wir überrumpeln ihn! Unvorbereitet verwickelt er sich dann jedenfalls in Widersprüche. Trauen Sie unserer Klugheit doch auch etwas zu, meine Gnädige. Nicht wahr, lieber Baron, Sie begleiten mich? — Ihre Frau Gemahlin hat es ja gütigst gestattet. Bitte also, daß Sie sich ankleiden! Mein Wagen hält unten. Aber so schnell wie möglich! Ich verspreche Ihnen den besten Spaß. Es ist ein Abenteuer, wie man es sich nicht schöner wünschen kann."

„Aber mein Mann ist ganz fremd in Paris; nehmen Sie doch lieber Jemand, welcher hier Bescheid weiß, mit sich!" rief Thorilde, der die Angst, während sie der Entscheidung entgegensah, fast den Athem benahm.

„Wirklich ist Niemand, mir Beistand zu leisten, ge-

eigneter, wie der Baron," erwiederte der Graf aufstehend und Thorildens Hand an seine Lippen führend. „Gestatten Sie also, gnädige Frau, daß er mich auf einige Stunden begleite! Ohnehin habe ich das Glück, bei Ihnen zu speisen. Sie sollen dann durch unseren Bericht für das Opfer dieser Trennung entschädigt werden. Nicht wahr, Sie schlagen es mir nicht ab?"

„Wie könnte ich?" versetzte Thorilde, deren Fassung die letzte Stufe erreicht hatte. „Wenn Ludolf mitzugehen wünscht, so werde ich ihn keinesfalls abhalten."

„So empfehlen wir uns für jetzt," sagte der Graf und nahm den Anderen, um ihn in sein Ankleidezimmer zu begleiten, unter den Arm. Als die Thüre sich hinter Beiden geschlossen, sank Thorilde in die Kissen des Sopha's zurück, und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Selbst die Wohlthat eines Thränenstromes verließ sie in dieser fürchterlichen Minute. Sie selbst hatte ihre Einwilligung dazu gegeben, daß ihr Gatte einem Plane beitrat, welcher nimmermehr, wie es auch kommen mochte, zur Ehre ihrer Schwester ausfallen konnte. In welcher fürchterlichen Lage befand sie sich! Sie durfte nicht reden, sie konnte fast nicht schweigen. Und was stand ihr bevor? Beim Mittagsmahle eine Erzählung, vor welcher sich ihr Haar sträubte und Pläne, welche ihr Herz still stehen ließen.

Sie raffte sich empor. Wo war der Geheimrath? Ihn hatte der Himmel ihr gesendet, er war der Freund

in dieser Noth, welcher Rath finden, Hülfe schaffen mußte. Aber wo blieb er? — Sollte sie in sein Hotel senden? — Die Mittagsstunde hatte lange geschlagen, konnte sie erwarten, einen Fremden, der Paris genießen wollte, um diese Zeit noch in seinem Zimmer zu finden?"

Sie schellte, schrieb ein Billet, worin sie seine schleunige Gegenwart forderte, und sandte den Diener damit an ihn ab. —

Paris ist groß. Sie mußte lange auf eine Antwort warten. Endlich kam diese. Der Geheimrath hatte am Morgen seine Rechnung bezahlt und war weggefahren, man vermuthete also: abgereist.

Unmöglich doch, ohne sie zu sehen, ohne ihr Lebewohl gesagt zu haben? — Er mußte denn plötzlich abgerufen, vielleicht gar an das Sterbelager ihrer Mutter gefordert sein? — In ihrer jetzigen aufgeregten Stimmung schien das allein ihr glaublich. — Sie trat an das Fenster. Lachte die helle Sonne sie nun doch an, als höhnte sie ihrer Sorge, ihrer Qual? „Was sind Ahnungen?" fragte sie sich. „Ist mir heute, bei meinem Erwachen, wohl eingefallen, wie trübe der Tag in seinem Verlaufe für mich werden könne?"

Es kam ein Gefühl des schmerzlichsten Verlassenseins über sie. Von den Ihrigen getrennt, konnte sie dem jungen Gatten ihr Herz nicht erschließen, ihn nicht zum Vertrauten ihres Kummers, ihrer Sorgen

machen. Außerdem hatte sie noch die große Aufgabe zu lösen, sich ihm anzupassen, mit ihm umgehen, in seinem Charakter die Seite erspähen zu lernen, wo sie ihn fassen könne, um ihn nachgiebig gegen ihre kleinen Wünsche zn stimmen. Wie schwer fiel ihr schon dies Bemühen, wie lastete es auf ihr! Und nun daneben noch so viele andere brennende Qual!

Jede junge Ehe beginnt für die Frau mit dem gleichen Studium, jede fühlt das Gewicht, durch die Ehe in diese Schule des Lebens getreten zu sein, und erkennt, bei aller Liebe, die schwere Last der Verantwortung für das Glück eines Anderen an. Die harmlose Zeit des Mädchenlebens kehrt nicht wieder; und der Werth dieser Freiheit wird stets nur dann erst geschätzt, wenn die Freiheit aufgegeben ist.

Sie horchte. Fuhr nicht ein Wagen vor? — Nein, er rollte vorüber. Ach! Wer ihr in dieser Stunde einen Freund gesandt hätte! — Sie faltete die feinen Hände und schlug das Auge zum Himmel auf in dem stillen Gebete, daß ihr von dort Licht kommen möge!

Nie hätte sie gedacht, daß Ellena's Unbesonnenheit ein solcher Fluch für sie werden könne! Wie oft hatte sie Frau von Gasmund unnützer Befürchtungen in sich angeklagt, wenn diese, wie sie meinte, Gespenster am hellen Tage sah; nun waren diese Befürchtungen nur zu wahr geworden und ihr Vertrauen in die weltkluge Frau stieg

mit ihrer Rathlosigkeit und der Erkenntniß von deren besserer Einsicht.

Wie mich hier retten? fragte sie sich. Wie soll ich es anfangen, um nicht selbst die Hand zur Entdeckung einer Schwester zu bieten, die in solcher Weise wiederzufinden für uns Beide ein Unglück wäre.

Der Nachmittag rückte vor, zitternd hörte sie jede neue Stunde schlagen. Sie hätte ihr Herz erleichtern, was sie litt, an ihre Mutter schreiben mögen; allein wenn Rudolf den Brief zu lesen verlangte? — Eine junge Frau darf sich auch diesen Trost des offenen Aussprechens gegen die Ihrigen nicht gewähren; denn aufgehört hat die Zeit, wo, was sie dem Andern schrieb, ein Act des Vertrauens war, zu dem kein Driter sich berechtigt gefühlt. Sie darf nicht mehr sagen: ich bin froh, ich bin traurig; denn sie ist es nicht länger durch sich selbst, und ihre Stimmung fällt in die Waagschale eines Anderen, der darüber Rechenschaft fordern kann. Sie ist mit tausend Ketten gebunden, die man äußerlich nicht sieht; es ist nicht die Unfreiheit des Handelns, was sie drückt; sondern die des Denkens und Empfindens. Darum auch bricht ein Mädchen, so wie es vor dem Altare das Ja gesprochen, mit jeder Freundschaft; nicht die Verlobte that dies, erst die Frau findet den offenen Austausch ihrer Gedanken und Empfindungen nicht mehr mit ihren Pflichten gegen den Gatten verträglich. —

Das Herz so voll und die Zunge gebunden! — Mit achtzehn Jahren, ohne Lebenserfahrung, in einer Lage, wo die größte Erfahrung kaum den richtigen Weg zu finden vermocht hätte.

Da endlich wurde ein männlicher Schritt im Vorzimmer hörbar. Es war nicht der Ludolf's, dieser trat so fest nicht auf, es war, nein, sie irrte nicht — es war der Geheimrath! Jetzt war ihre Freude so groß, wie bis dahin ihre Angst, und jetzt fand ihr Auge die lange verhaltenen Thränen; ihm entgegenstürzend warf sie sich ihm laut weinend an die Brust.

Bestürzt sah der besonnene Mann sich um; allein der Diener hatte zum Glücke die Thüre schon hinter sich geschlossen. Mit beruhigenden Worten führte er sie nun in ihr eigenes Zimmer, und forderte sie zur Mittheilung ihres Kummers auf; allein so verworren war es in ihrem Kopfe, daß erst nach und nach eine geregelte Erzählung aller kleinen Umstände erfolgen konnte. Auch er fühlte sogleich das Peinliche ihrer Situation. Mit ruhigem Gleichmuthe dem Berichte, wie man ihrer Schwester nachstelle, zu lauschen, war von diesem jungen Weibe nicht zu fordern; noch durfte sie es anhören, daß man in einer ihr Ohr beleidigenden Weise von dieser sprach.

„Sie müssen heute noch abreisen," sagte der Geheimrath. „Um jeden Preis hat man Sie dieser Lage zu entreißen! Sie können hier nicht bleiben."

„Aber wie von Paris fortkommen, wo es Ludolf so sehr gefällt?“ fragte sie trostlos.

„Es giebt nur ein Mittel. Ich will es Ihnen nicht nennen; allein ich eile es in Anwendung zu bringen. Verlassen Sie sich auf meine Hülfe!“

Er eilte, ohne Abschied zu nehmen, aus dem Zimmer, und sprang in seinen vor dem Hause haltenden Wagen. Sie öffnete rasch das Fenster, und sah ihm nach. Da hörte sie, daß er dem Kutscher zurief: „Nach dem Telegraphen-Bureau von Straßburg!“

Sie errieth nicht, welche Absicht er damit verbinde. So sehr sie auch hin und her sann und sich in Vermuthungen erschöpfte, konnte sie doch bei keiner mit dem Bewußtsein, das Rechte getroffen zu haben, stehen bleiben. Allein seinem Versprechen, sie aus dieser grausamen Lage zu erlösen, vertrauend, hob sie das Haupt wieder empor, und suchte die Spuren ihrer Thränen zu vertilgen. Sie zitterte nur noch vor der Wiederkehr Ludolf's und des Grafen. Diesen einstweilen zu entgehen, rief sie ihre Jungfer, und ging mit ihr, um Einkäufe zu machen, aus. Ein paar Stunden schwanden damit hin; allein zum Mittagsmahle, um sechs Uhr, mußte sie zu Hause sein. Bangend trat sie den Rückweg an. Die Herren warteten ihrer schon, meldete der Diener, als sie ihre Schwelle überschritt; auch der Geheimrath warte. Das verlieh ihr Muth. In seiner Gegenwart konnten sie von

dieser Angelegenheit nicht wohl reden. Mit freundlichem Lächeln brachte sie nun ihre Entschuldigung wegen ihres langen Ausganges vor, die Ludolf mit gerunzelter Stirne, wie ein in seinem Vergnügen gestörtes Kind, hinnahm.

Du hast am meisten dabei verloren," sagte er halb schmollend. „Wir sind seit einer Stunde hier, um Dir, was wir erfahren haben, mitzutheilen, und nun" — mit einem Seitenblicke auf den Geheimrath —" werden wir darüber schweigen müssen." —

Thorilde suchte ihn freundlich zu begütigen. Der Gast, dem er sein Unwillkommensein deutlich genug machte, nahm keine Notiz davon. Sie sah diesen mitunter fragend, hoffend an. Dieser blickte dann verstohlen auf seine Uhr. Sie wünschte das Mittagsmahl nach Möglichkeit zu verlängern, und um dem Grafen die Zeit kurz zu machen, war sie von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit, so daß dieser nur noch an ihren Blicken hing. Man war in den Salon zurückgekehrt, der Kaffee in kleinen Tassen gereicht, und Ludolf trippelte, als drückten ihn die Stiefel, im Zimmer umher, den Geheimrath durch seine Unruhe zum Aufbruche anffordernd. Allein dieser lieh allen Winken taube Ohren und saß in dem bequemen Armsessel, als ob er mit diesem verwachsen sei und ihn für's Erste nicht zu verlassen gedenke.

Plötzlich wurde draußen heftig geschellt; der Diener sprach laut, und kam dann mit einem großen Briefe her-

eingestürzt. „Eine Depesche an den Herrn Baron!“ rief er aufgeregt; denn er vermuthete, dessen Eltern wären erkrankt. Ludolf öffnete das Schreiben und las: daß er mit Thorilden an das Sterbelager seiner Schwiegermutter berufen werde.

Konnte es für ihn eine unwillkommenere Botschaft geben? — Allein ebenso wenig durfte er daran denken, hier zögern oder ein Nein sprechen zu wollen. —

7.

Ellena.

Die Musik der Zukunft, wie die Vertreter der modernen Richtung ihren Styl benennen, wünschte in Frankreich Boden zu gewinnen; — Richard Wagner, dem Hofe durch die junge Fürstin Metternich, Gesandtin von Oesterreich, vortheilhaft empfohlen, kam nach Paris, und miethete, um der Sache einen gewissen Nimbus zu verleihen, in der Nähe der Champs Elysées ein Hotel. An bestimmten Tagen empfing er hier, und wer in Paris empfängt, erregt sogleich eine gewisse Aufmerksamkeit; es ist das beste Mittel sich bekannt zu machen. Der Bewohner dieser großen Stadt; der müssige, nicht der industrielle, dem seine Zeit, wie überall, so auch hier Gold ist; — bleibt nicht gern zu Hause, er ist ein Flaneur, d. h. ein Pflastertreter; er wandert den lieben langen Tag

auf den Straßen umher und kehrt auf seinen vielen Wegen gern, um auszuruhen und zu plaudern, ein. Wer ihm nun sagt, daß zu bestimmten Stunden sein Haus ihm offen stehe. erweist ihm eine Wohlthat. Er ist dann sogleich bereit, auch seine Freunde dieser Wohlthat theilhaftig werden zu lassen; jeder Gast bringt dann wieder einen Gast mit, und da die Bewirthung nur in etwas Zuckerwasser und dergleichen besteht, so setzt es den Wirth nicht in Verlegenheit, wenn die Zahl derjenigen, welche ihn mit ihrem Zuspruche beehren, einer Lawine gleich anwächst.

Wagner genoß demnach sehr schnell die Befriedigung, daß man, ohne seine Musik noch zu kennen, sehr viel davon sprach. Auch von den Jüngern dieser Schule fanden sich bald mehrere ein, und versuchten durch ihre glänzende Technik das Publicum in Erstaunen zu setzen. Der Zufall wollte, daß auch Leopold zu gleicher Zeit mit dem Componisten des Rienzi und Lohengrin eintraf, obwohl nur Zufall, nicht Absicht, die Schuld an diesem Begegnen trug; denn es war Ebbe in seiner Casse eingetreten und er hoffte in Paris durch ein Concert die Lücke auszufüllen. Jene zehn tausend Thaler, welche er als Abstandsgeld für Thorilde erhalten hatte, würden freilich noch lange für seine Bedürfnisse ausgereicht haben; — wenn er nicht dann und wann im Rouge et Noir sein Glück zu versuchen sich verleitet gefunden hätte. In Berlin bot sich

dazu nur selten Gelegenheit; die Kreise, welche er besuchte, erlaubten kein Spiel, und die Offiziere höheren Grades, namentlich die der Garde, ließen den Künstler nicht an ihren grünen Tischen zu; in London aber hatte sein böser Stern ihn in eine Abendgesellschaft geführt, wo eine schöne Dame die Wirthin machte und zum Setzen ermunterte; diese Versuchung war für seine Eitelkeit zu groß; er spielte, bis sein letzter Heller verspielt war, und kehrte innerlich verstimmt nach Hause zurück.

Ellena hatte von seiner Lage keine Ahnung. Sie bekümmerte sich nie um das, was um sie her vorging; ihre Gleichgültigkeit gegen Alles, was das praktische Leben anging, verhinderte, daß sie von dem Werthe des Geldes einen Begriff erhielt; sie fragte nie, woher ihm die Mittel kämen, für ihre Bedürfnisse zu sorgen und sie fürchtete nie, daß diese sich erschöpfen könnten. Sie war ihm überhaupt, trotz ihres Zusammenlebens, nicht näher getreten, und sah in ihm nichts weiter, als einen Beschützer und Lehrer. Versuchte er es einen vertraulichen Ton mit ihr anzustimmen, so wandte sie sich sogleich von ihm ab.

Es hatte sie Wunder genommen, daß er zu verschiedenen Malen geäußert: wie schade es sei, daß sie nie die Bühne betreten, noch sonst die Laufbahn einer Künstlerin ersten Ranges suchen könne; weil sie ein ernstes Studium und die dazu gehörenden Vorübungen scheue. Da er sie

früher nie getadelt hatte, so mußte dieser indirecte Vorwurf ihr auffallen. Sie sann nach, ob sie bei ihrer großen Liebe für die Kunst wirklich nur an der Mittelmäßigkeit Gefallen finde, und ihr Gewissen verneinte dies. Allerdings aber war ihr die Coloratur zuwider; sie verabscheuete sie, wie sie die Phrase verabscheuete, und blieb dem einfach Wahren getreu.

Das Verhältniß der Beiden hatte sich höchst eigenthümlich gestaltet. Von Liebe war unter ihnen nie die Rede gewesen, und obgleich der junge Mann dies schöne und begabte Wesen nicht in nächster Nähe zu sehen vermochte, ohne von ihren Reizen bestochen zu werden und seine Sinne befangen zu fühlen; so wagte er doch nicht, diesen Empfindungen Worte zu leihen. Bei seinem Cynismus und Eigendünkel mußte dies allerdings Wunder nehmen. Ohne Glauben an Frauentugend konnte er keinen wirklichen Widerstand fürchten, und dennoch hielt er vor ihr sorgfältig mit seinen wahren Gesinnungen zurück. Vielleicht war es gerade ihre völlige Unbefangenheit, die ruhige Sicherheit ihres Wesens, was ihn in Schranken hielt; genug, er konnte in ihrer Gegenwart kein leichtsinniges Wort finden; es war ihm, als könne sie es mißverstehen und ihn dann weniger schätzen; denn er hoffte noch auf ihre Zuneigung; und je weiter er den Moment hinausschob, wo ihr Herz für ihn schlagen würde, je herrlicher stellte er sich die Befriedigung vor.

So blasirt er auch war, konnte er dennoch mit Freude an den Tag denken, wo sie ihm ihre Liebe gestehen würde.

Die Tonkunst ist vor allen Künsten diejenige, welche sowohl auf den, welcher sie ausübt, wie auch auf den Hörer einen entnervenden Einfluß ausübt. Das Schwelgen in Tönen hebt den Proceß des Denkens auf, und lullt die Willenskraft in Schlummer; wer daher häufig der Musik lauscht, wird im Handeln träge.

Aber auch im günstigsten Falle wirkt die Musik nach keiner Seite hin veredelnd. Man mag sie die Bezähmerin wilder Leidenschaften nennen; doch ist sie nicht unter die Erzieherinnen des Menschengeschlechtes zu rechnen, weil sie das moralische Wollen nicht in ihre Wirkungen einschließt.

Betrachte man dagegen einmal den Nachhall eines Gedichtes, ja eines Verses nur, der einen Gedanken, eine Empfindung ausspricht; und man wird eine ganz verschiedene Anregung in sich wahrnehmen. Diese Ursache ist darin zu suchen, daß die Musik sich nur an die Sinne wendet und die Reflexion verhindert.

Solchem Mangel will freilich die neue Richtung abhelfen; allein, wenn sie den Gedanken aufnehmen will, in welcher Weise thut sie dies? — Ist sie etwa in ihrer Tendenz nicht sinnebethörend, nicht wollüstig? — Hegen die Träger dieser Musik der Zukunft etwa den Glauben an das ewig Gute, Wahre, Schöne? Steht in dem Katechismus ihres Sittenbekenntnisses das Wort: Pflicht? —

Wofür kämpft man, wenn nicht für Wahrheit und Recht, nicht für das Opfer, die sittliche Kraft, die Selbstverleugnung? — Egoismus und Cynismus werden nie Großes schaffen; keine Kunst wird durch Träger solcher Ueberzeugungen gewinnen; wer die Menschen nicht glücklicher, nicht besser machen, wer Erde und Himmel einander nicht näher bringen will, der schafft auch keine Werke, die ihn überleben, die die Nachwelt begeistern und erfreuen.

Leopold verbarg, wie gesagt, vor Ellena seine wahren Gedanken und schmückte sich mit solchen, die ihn in ihren Augen hoben. Sie bewunderte in ihm den Künstler, und verlor keinen Laut, so oft er am Flügel saß. Schwiegen die Töne, so erlosch auch bei ihr der Ausdruck lebhaften Antheils, womit sie so eben noch seinen Phantasien gefolgt war. Ihr Interesse galt also nur dem Künstler, nicht dem Manne.

Er hoffte, daß sich dieses eines Tages ändern würde; aber wann?

Um ihr angenehm zu sein, mußte er sie gänzlich sich selbst überlassen und ihr über die Anwendung ihrer Zeit keinerlei Vorschriften machen. Sie lebte unter seinem Schutze; aber sie lebte sich selbst.

Die Sehnsucht nach dieser Freiheit hatte sie von der Familie fort in die Welt getrieben; sich immer beobachtet, immer gestört zu sehen, war ihr so unerträglich geworden, daß sie seine Mitwirkung in Anspruch genommen, um sich

dieser Tyrannei zu entziehen. Sein Sinn war damals auf Thorilde gerichtet gewesen und nur um Frau von Gasmund für ihren Hochmuth zu strafen, hatte er ihr die Pflegetochter entführt. Eine weitere Absicht verband er mit dieser Flucht nicht; denn leichten Sinnes, wie er war, voll tiefer Verachtung für die Welt und ihre Gesetze, bedachte er weder die Folgen dieses Schrittes für das junge Mädchen, noch welche Verpflichtungen ihm daraus erwachsen konnten.

Erst als er erfuhr, daß man seiner Spur folge, und daß sein schöner Raub ihm gefährdet sei, fiel es ihm ein, ihn bewahren zu wollen. Er bedurfte der Aufregung und dies regte ihn auf. Ohne seinen Verlust im Spiele wäre seine Reiselust noch lange nicht gefühlt gewesen. Nur die leere Börse hemmte seine Schritte.

Ellena hatte sich lange hinausgesehnt in die Weite, und dies Umherschweifen von Ort zu Ort, die stets wechselnde Scene, die neuen Menschen, die neuen Städte sagten ihr zu. Gegenüber dem abgeschlossenen Leben, welches sie bis dahin geführt, war das jetzige ein Paradies; in die alten Verhältnisse zurückzukehren, wäre ihr, wie sie glaubte, nicht möglich gewesen. So hatte sie sich denn auch gern bereit gezeigt, mit ihm nach Gretna-Green zu gehen; und als sie gefunden, daß der Schmied sein Amt nicht mehr verrichtete, dort wenigstens seinen Namen anzuneh-

men, um ihm damit das scheinbare Recht sie, die Unmündige, ihrer Familie vorzuenthalten, zu verleihen.

Sie hatte London und Edinburg, hatte die Hochlande und das Weltmeer gesehen, und befand sich nun in dem lachenden, reizenden Paris, dem Aufenthalte der Lust und der Freude. Wie ein Traum gaukelten die bunten Bilder dieser Reisen vor ihren Augen. Sie stand am Fenster und sah auf die Straße hinab, den Vorübergehenden nach. Dann ergriff sie ein Buch, oder stützte sinnend das Haupt. Mitunter auch sang sie. Sie war viel allein und kehrte Leopold nach Hause zurück, so begehrte er keinerlei Rechenschaft über den Gebrauch ihrer Zeit.

Forderte er sie dagegen auf, ihn in ein Concert zu begleiten oder öffentlich ein Lied zu singen, so fand sie die Mühe so klein, daß sie sie keiner abschlägigen Antwort werth hielt. Ueberdem erschien es ihr auch nicht unangenehm, und wenn er ihre Willfährigkeit dennoch gar dankbar hinnahm, so war sie um so zufriedener mit sich, keine Art von Einwand erhoben zu haben, weil sie erkannte, daß für seine Sorge für sie diese kleine Entgegnung ihres guten Willens doch nur eine geringe Zahlung sei.

Er war seit einigen Tagen verstimmt, allein sie sah ihn so selten und so vorübergehend, daß sie es nur flüchtig bemerkte. Die Reiseeindrücke, der Boden Frankreichs nahmen ihren Sinn überdem gefangen. Noch fühlte sie die brausenden Wellen, noch das schwankende Schiff, welches

sie im Sturme über den Ocean getragen, noch vernahm ihr Ohr die Brandung, sah ihr Auge den Abgrund zwischen den sich thürmenden Wogen. Sie hätte diese Eindrücke singen mögen; aber ließen sie sich denn singen?

Sie componirte selbst oft Lieder, und hatte in der letzten Zeit mehrere kleine Gedichte von Heine gesetzt; allein in ihrer heutigen Stimmung paßten die Worte derselben nicht ihrem Gefühle sich an, sie griff daher zur Feder und versuchte selbst den Ausdruck für das, was sie dann durch Töne wiedergeben wollte, zu finden.

Lange sann sie, endlich füllte sich rasch das Blatt und sie eilte damit zum Clavier.

Die Finger glitten durch die Saiten, einige Mollaccorde gingen voran, diesen schloß sich in prächtigen, tiefen Tönen der Vortrag eines Liedes an. Sie wiederholte es zu verschiedenen Malen; endlich hatte sie, was sie brauchte, gefunden und sang nun sicher und voll:

Es spielt ein Knabe am Strande,
Wirft Steine in die Fluth,
Stößt ab das Boot vom Lande,
Vertraut sich seiner Huth —

Läßt flattern das Segel im Winde,
Es blähet lustig sich auf,
Fort eilt es mit dem Kinde,
Nichts hemmet des Schiffes Lauf.

Und wo die Welle sich brandet,
Am Fuße der Felsen jäh,

Sind Boot und Knabe gestrandet,
Es rauschen die Fluthen dort Weh!

Als sie geendet, klatschte Jemand ihr laut Beifall zu. Verwundert blickte sie umher und entdeckte Leopold hinter dem Flügel der offenen Thüre versteckt. „Woher haben Sie das Lied?" fragte er hervortretend.

„Ich mache mir es eben," sagte sie gleichgültig und deutete auf das vor ihr liegende beschriebene Blatt.

„Ich bitte Sie, es mir noch einmal zu singen," sagte er. „Es ist sehr schön."

Sie setzte sich wieder. Er summte, auf und ab gehend, die Melodie ihr nach; schließlich nahm er die Verse und versprach es für sie niederzuschreiben. Sie dankte ihm. „Sie haben ein außerordentliches Talent für Liedercomposition!" sagte er. „Sie müssen es cultiviren. Ich kann mir nun erklären, warum sie der Technik des Gesanges nicht die nöthige Aufmerksamkeit zuwenden. Es kommt, weil Stoff zu etwas Anderem in Ihnen gährt. Das Mechanische in der Kunst ermüdet sie; weil es sie drängt selbst zu schaffen. Dazu aber müssen Sie noch etwas Generalbaß studiren."

„Immer fehlt es irgendwo, um mein Bischen Talent benutzen zu können!" sagte sie lachend. „Es ist übrigens nicht das erste Lied, welches ich componirt habe. Wollen Sie zuhören, so singe ich Ihnen ein anderes, das

mir lieber noch ist. Sie müssen mir dafür aber den Gefallen thun, es von seinen Fehlern zu befreien."

„Wollen Sie sich selbst accompagniren?"

„Sie werden meine Noten nicht lesen können, ich schreibe wie ein Kind."

„Thut nichts! Wir lassen es copiren."

Sie sang:

War mir Räthsel stets das Leben,
Das Empfinden meiner Brust.
Und ich sollt' Euch Aufschluß geben,
Was mir Schmerz schuf und was Lust?

Weint ich oft, wo And're lachten,
Und blieb kalt bei ihrer Pein,
War's weil Räthsel mir ihr Trachten,
Ich löst's nicht und war allein.

Was mir Glück wollt' Niemand neiden,
Kalt blieb man bei meinem Schmerz,
Nannte Thorheit meine Leiden;
Sprach: gefühllos sei dies Herz.

Mit mir selbst lernt' ich nun leben
Freund ward mir die eigne Brust,
Traum konnt' ich zu Träumen weben
Und die Kunst ward mein Genoß.

„Nur zu ernst!" sagte Leopold, als sie geendigt. „Ich möchte wissen, ob der Scherz Ihrer Natur ganz fremd ist? Er macht die Würze des Lebens aus, wie Sie wissen."

„Nicht für mich,“ erwiederte sie gedankenvoll. — „Die Wunder der Schöpfung erfüllen mich mit so großem Staunen, daß darüber die leichte Rede auf meiner Lippe erstirbt.“

„Sie sind ein wunderbares Wesen!“ sagte er, sie betrachtend. „Ich denke mir die Pythia ungefähr so, wie Sie. Auch eine Schicksalsgöttin könnten Sie vorstellen. Sie sind zu Allem brauchbar, was nicht dieser kleinen Welt angehört.“

„Und doch imponirt mir diese kleine Welt so sehr, daß ich sie verstehen möchte. Warum leben wir eigentlich, Herr Leopold?“

„Um Lieder an die Freude zu dichten und zu singen,“ sagte er mit sarcastischem Lächeln. „Suchen Sie einen andern Zweck, so werden Sie vor dem ewigen Nein auf allen Wegen verzweifeln. Kein Wegweiser führt dahin. Irrthum hier und Irrthum dort. Am besten, man schlägt sich die ganze Sache aus dem Sinne.“

„Wenn es sich thun ließe?“ erwiederte sie, ihr graues Auge auf seinen Mienen festhaltend. „Aber das Denken ist so schön, der Drang nach Wahrheit so groß!“

„Sie müssen lieben,“ sagte er. „Lassen Sie sich von einer Empfindung beherrschen und Sie denken nichts weiter als den Gegenstand, welcher sie hervorrief.“

„Gott bewahre mich vor einem solchen, meiner n-b würdigen Zustande!“ rief sie und ihre ganze Gestalt ho

sich in ihrer Empörung; der Ernst dieser schön geschnittenen Züge gab ihnen die Hoheit des classischen Ideals. Leopold konnte das Auge nicht von ihr abwenden. Er hätte sie laut ein göttliches Weib nennen mögen; aber er mußte vorsichtig sein.

„Soll Ihre Entrüstung sich denn auch bis auf den christlichen Typus des Weibes, bis auf die Madonna erstrecken?“ fragte er.

„Sie wissen recht gut, daß diese eine Erfindung der Kirche ist, welche es nöthig fand, der Sittenverderbniß das sonderbare Ideal, welches mir nie Geschmack abgewinnen konnte, entgegen zu stellen. Dagegen lobe ich mir die heidnischen Priesterinnen, eine Velleda, eine Vesta. Sie sind der Typus des Weibes, dem ich mich innerlich verwandt fühle. Auch ich möchte an einem Altare Dienste verrichten, oder die heilige Flamme des göttlichen Ewigen in uns und außer uns zu nähren berufen sein.“

„Darum — welche Norma, welche Iphigenia ist an Ihnen verloren gegangen!“ rief Leopold.

„Verloren? — Nein!“ versetzte sie mit ernstem Lächeln. „Verloren gehe ich nie. Bauen Sie darauf!“

Man rief ihn ab. Ein Besuch war gekommen; er schloß die Thüren in das anstoßende Zimmer und bald darauf entspann sich zwischen ihm und seinem Gaste eine so lebhafte Unterhaltung, daß sie unwillkürlich ihr Ohr zu leihen gezwungen war. Es lag etwas in dem Klange

dieser fremden Stimme, das Erinnerungen in ihr wach rief; doch entsann sie sich nicht, wo sie sie schon gehört. Man nannte ihren Namen, den der Frau von Gasmund, sprach von Thorilden. Wer war es, der so vertraulich auf alle Glieder ihrer Familie einging?

Sie hatte von Thorilden keine Nachricht, und als die Rede auf diese kam, erhob sie sich instinctmäßig, um besser zu hören. Trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere liebte sie die kleine Thorilde. So wenig sie die Eigenschaften, um deren willen man jene stets gelobt und sie getadelt hatte, auch schätzte; so konnte sie doch nicht umhin, deren Ordnungsliebe, Fürsorglichkeit, ihr Bedenken der Bedürfnisse des Anderen, ihre Gewissenhaftigkeit in Erfüllung ihrer kleinen Pflichten, Tugenden zu nennen, die, wiewohl sie selbst sie nicht erwerben mochte, immer doch Tugenden blieben. Wie oft hatte die kleine Schwester ihre Nachlässigkeiten gut gemacht, wie oft heimlich für sie das verrichtet, was sie gedankenlos außer Acht gelassen! Wie ein guter Geist hatte sie im Hause gewaltet, sorgend, begütigend, vermittelnd, und stets das Rechte für sich wählend, so daß sie jedem Vorwurfe entging.

Sie hörte jetzt, daß der Fremde Leopold vorwarf, die Schuld an dem Unglücke ihrer Pflegeschwester zu tragen.

Thorilde war also unglücklich? — Wodurch war sie unglücklich? Was hatte ich in ihren Verhältnissen geändert? — Sie hatte mit Leopold nicht entfliehen wollen,

behauptete dieser, weil sie zu hochmüthig gewesen, der Kunst anzugehören. Ellena kannte ihren Stolz als die einzig verwundbare Seite. Allein auch im Hause der Frau von Gasmund wurde dieser verletzt; ihrer Meinung nach hätte sie weise gethan, der Gesellschaft dort den Fehdehandschuh hinzuwerfen und zu sagen: Ich will nicht sein, was Ihr seid; denn ich bin zu gut dazu.

Es war jetzt von einem Baron Rheinfeld die Rede; Frau von Gasmund habe die Verbindung gewünscht, um damit den auf Thorilde fallenden Makel zu verdecken, hieß es. Welchen Makel? Zum ersten Male hörte sie ihre Flucht mit Leopold in dem Lichte eines Schimpfes darstellen, der nicht allein ihren Ruf, sondern den der Schwester mit vernichte.

Sie erglühte. Hoch hob sich ihre Brust. Thorheit nannte sie solche Ansicht der Dinge. Sie hatte zu ihrer Entwickelung der Freiheit bedurft; nichts weiter. Alle Kräfte der Natur waren auf Entwickelung berechnet und die ihrigen sollten brach liegen? Wer konnte so Widersinniges fordern?

Der Fremde warf dem Künstler jetzt seine eigene Lebensweise vor, sprach von Agathe Müller, von seinem Versuche Thorilde, ihres Vermögens willen, zu einer Heirath mit sich zu bewegen, und dem Gelde, womit sie sich losgekauft. Er klagte ihn an, Ellena zu seinen Zwecken benutzen zu wollen, nannte sie eine Erwerbsquelle und

sprach davon, daß er sie an Orten, wo keine anständige Künstlerin auftreten würde, zu singen zwinge.

Das Wort zwingen fiel mit seltsamem Mißlaute in ihr Ohr. Schon lag ihre Hand schwer auf der Klinke, sie drückte und sie fiel; in der offenen Thüre stand Ellena, hoch und prächtig den beiden vor Erstaunen verstummenden Männern gegenüber. Sie trug ein graues Hauskleid, das leicht und faltig um sie hing, und die schönen Arme aus weiten hängenden Aermeln hervorsehen ließ. Die dicken, rothblonden Flechten umkränzten wie ein Diadem die breite Stirne; die volle, hohe Gestalt glich einer Juno, einer römischen Kaiserin. Sie war ruhig in ihrem Wesen, sah die Männer eine Minute lang mit ihren großen, sammetgrauen Augen an und sagte dann, mit ihrer tiefen, klangvollen Stimme sich zu dem Fremden wendend, mit eisiger Ruhe:

„Mein Herr! Sie klagen Herrn Leopold an, daß er mich zwinge, öffentlich zu singen. Zu seiner Rechtfertigung muß ich Ihnen betheuern, daß dies nie geschehen ist. Zwang kenne ich nicht, weil ich ihn nie dulden würde, welcher Art er auch sei; und schon das bloße Wort lehrt mich Empörung. Seien Sie daher versichert, daß ich ganz aus eigenem freien Willen bin, wo ich bin, und ganz so lebe, wie es meiner Neigung entspricht. Nach dieser Versicherung hoffe ich Ihrer Einmischung in meine Verhältnisse überhoben zu sein."

Leopold's Auge leuchtete bei dieser Rede auf, mit triumphirendem Lächeln sah er um sich. Ein Gefühl der Dankbarkeit gegen Ellena beschlich ihn. Eine Pause entstand. Erst verwundert, dann wehmüthig ruhte das Auge des Fremden auf ihr; darauf hoben sich seine Arme, er streckte sie ihr entgegen und: „Ellena! Meine Tochter!" rang sich aus seiner Brust hervor.

Sie erbebte. Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr dies Wort den schönen Körper. Sie staunte erst; dann malte sich etwas wie Ueberzeugung in ihren Blicken. „Mein Vater!" rief sie und sank an seine Brust.

Seit ihrem sechsten Jahre hatte sie ihn nicht gesehen. Damals war sie sein Alles gewesen, jeder Wunsch ihr gewährt worden, und diese Gewohnheit der ersten Kinderjahre hatte ihr später jedes Nein unerträglich gemacht. Sie konnte nicht bitten. Sie verhielt sich entweder passiv oder handelte nach eigenem Willen. So hatte die kleine Seele, weich wie Wachs, die ersten Eindrücke festgehalten.

Der Vater kam jetzt, gewaffnet mit seiner Autorität und seinem Unwillen. Er sagte: „Folge mir!" und Ellena erwiederte, sie sei Herrin ihrer Handlungen. —

Für seinen Befehl hatte sie nur Trotz; während ein gutes Wort sie nachgiebig gefunden hätte; denn was sie so eben über den Künstler erfahren, hatte sie über ihre Lage stutzig gemacht.

8.

Die Spielbank.

Die Saison in Baden-Baden nahte ihrem Schlusse; denn schon rasselte das Laub unter den Füßen des Wandernden, und die herrlichen Waldungen schmückten sich mit den warmen, goldbraunen Tinten des Herbstes. Die Kurgäste waren verschwunden, und jene, welche um des Vergnügens willen blieben, zeigten gelangweilte Mienen. Wohl spielte die Musik noch allabendlich; allein die Zahl der schönen, geputzten Frauen, welche bei ihren Tönen auf und ab zu wandeln pflegte, war verhältnißmäßig eine sehr kleine geworden.

Ludolf und Thorilde trafen nach einer ermüdenden Reise spät am Abend in Begleitung des Geheimraths Ledebuhr ein und stiegen im „Zähringer Hof," wo Frau von Gasmund wohnte, ab. Sie durften die Kranke nicht

mehr stören, und begaben sich nach einem leichten Souper zur Ruhe, der junge Baron in der übelsten Laune. Er, der es nie gekannt sein Vergnügen zu opfern, hatte die Zumuthung, Paris gegen seinen Willen verlassen zu sollen, kaum begreifen können. Er geberdete sich wie Jemand, dem das größte Unrecht angethan ist. Er seufzte, runzelte die Stirne, und sah gedankenvoll vor sich hin. Was sollte er an einem Krankenbette? — Und starb seine Schwiegermutter, so legte Thorilde Trauer an; wieder ein neuer Grund, um sich nicht amüsiren zu können. Kurz, er war höchst unglücklich.

Der Geheimrath sah Frau von Gasmund in der Frühe des nächsten Morgens, bevor das junge Ehepaar noch erwacht war; denn er mußte sie von den Gründen, welche ihn bewogen, ihre Kinder so rasch ihr zuzuführen, unterrichten, damit sie im Einverständniß mit ihm diese empfange. Sie dankte ihm tief gerührt für seine väterliche Sorge. „Auch wenn ich nicht mehr bin, verlassen Sie mein armes Kind nicht!" bat sie. „Bedenken Sie, wie trostlos ihre Lage dann ist! Soll ich ruhig sterben, so versprechen Sie mir, nie Ihre Hand von ihr abzuziehen."

Der Geheimrath suchte ihre Todesgedanken zu entfernen und sie aufzurichten; allein sie wies den Trost von sich. „Was soll ich noch auf Erden?" klagte sie. „Wofür ich gelebt, diese beiden Kinder, das ist mir ge-

nommen. Meine Zukunft wäre nur Jammer. Ich war so mütterlich stolz auf diese Mädchen!" Sie schlug die fast durchsichtigen Hände vor das Gesicht, und weinte bitterlich. —

Eine Stunde später wurde Thorilde zu ihr geführt. Sie hatte sich nun gefaßt und hütete sich sie in ihr Herz blicken zu lassen, ihre Selbstvorwürfe über das ihr bereitete Schicksal sollte sie nicht kennen. Nur von Ellena war unter ihnen die Rede, der kleinste Umstand von dem Begegnen der Schwestern war für die arme Frau wichtig und wurde wiederholt. Bald verfloß eine Stunde und dann eine zweite. Die junge Frau blickte sorgenvoll, mit dem Gedanken an ihren Gatten und was er in ihrer Abwesenheit beginnen würde, auf die Uhr.

Ludolf war spazieren gegangen und da er von einsamen Promenaden niemals ein Freund gewesen, so sah er sich auch jetzt nach Menschen um; diese fand er allerdings in den Morgenstunden nur an der Spielbank; er setzte sich also, um die Zeit zu verbringen, mit an den Tisch, und sah zu. Ein neuer Gast wurde jetzt schon bemerkt; in seiner Physiognomie lag etwas Hoffnungerweckendes, man glaubte ihn beachten zu müssen. Eine elegant gekleidete junge Dame nahm bald darauf an seiner Seite Platz und setzte eifrig. Sie gewann. Ihr Nachbar sah ihr mit immer erregterer Miene zu. Sein Gedankenlauf war: daß wenn er mit ihr setze, auch er

gewinnen müsse.; er griff in seine Tasche, um seine Börse hervorzuholen und — fand die Stelle leer. Gerade in dem Augenblicke zog die Dame einen ganzen Haufen Goldstücke ein. Er verwünschte seinen Unstern, der ihn sein Portemonnaie vergessen lassen, sprang auf und eilte in sein Hotel.

Eben suchte ihn Thorilde, um ihn zu seiner Schwiegermutter zu führen. Zerstreut folgte er ihr. Zum Glücke hielt diese ihn nicht lange fest. Sie war erschöpft und bedurfte der Ruhe; auch war ihr der Anblick Ludolf's nicht wohlthätig. Sie wußte selbst nicht, ob es Irrthum oder Wahrheit sei, wenn sie ihn zu seinem Nachtheile verändert fand; aber ganz gewiß war er der gutmüthige junge Mann nicht mehr, für den, als sie ihrer Tochter Schicksal in seine Hand gelegt, sie ihn gehalten hatte.

Das junge Paar speiste auf seinem Zimmer mit dem Geheimrath, und nach dem Mahle unternahmen sie gemeinsam eine Spazierfahrt nach der Ebersburg. Da die Kranke auch der Ruhe bedurfte, so war es Pflicht sie sich selbst zu überlassen und Thorilde benutzte diese Stunden willig zur Unterhaltung ihres Gatten. — „Was fangen wir den ganzen langen Abend an?" fragte dieser, und sah gähnend und mit gerunzelter Stirne sich um.

Thorilde ergriff seine Hand, lächelte ihn bezau-

bernd an, und sagte: „Theures Männchen! Ich möchte gern am Bette der armen Kranken bleiben, wenn Du es übernehmen wolltest, unsern lieben Geheimrath indessen in das Concert zu führen.“

Ludolf nickte gewährend, und sie athmete erleichtert auf. Während dieser Freund ihr blieb, besaß sie eine Stütze, eine Hülfe; wenn er ging, wie dann? — Ihr Gatte hatte sich schon gewundert Frau von Gasmund nicht kränker zu finden, und sie hatte sich gefreut, daß sie es nicht war. Sie hoffte noch sie dem Leben zu erhalten. Wenn sie schied, welchem kurzen Wahne hatte sie dann sich zum Opfer gebracht! Daran zu denken, vermied sie.

Ludolf ging also mit dem Geheimrathe in das Concert, und nach demselben noch eine Minute in den Spielsaal, wo er sogleich die Dame von diesem Morgen entdeckte und ihrem ermunternden Blicke an ihrer Seite Platz zu nehmen, folgte. Er setzte 5 Franken, und gewann; er verdoppelte die Summe, und gewann. Schon wollte er diesem guten Sterne weiter folgen, als der Geheimrath ihm zuflüsterte, daß Thorilde mit dem Abendessen auf sie warte; da Ludolf, was die Mahlzeiten betraf, gern pünktlich die Stunden inne hielt, so brach er auf und zwar in der besten Laune, und mit einem halb sehnsüchtigen Blicke auf den verlassenen Platz.

Die junge Gattin freute sich seiner Heiterkeit, und obwol ihr das Herz schwer war, bemühte sie sich, es nicht

zu zeigen. Ludolf bestellte Champagner und sie blieben bis nach Mitternacht beisammen; in Folge dessen erhoben sie sich denn auch spät.

Frau von Gasmund hatte sich hinaustragen lassen in den Garten, um die frische, sonnige Luft zu athmen und noch einmal Himmel und Erde und Wald und Blumen zu schauen.

„Man kann auch an Einbildung sterben," bemerkte der Geheimrath, sie hier aufsuchend. „Wenn Sie nicht leben wollen, so vernichten Sie damit jede Wirkung der Ihnen gegebenen Arznei."

Sie sah ihn schmerzlich aus hohlen Augen an und sagte: „Mir wird das Scheiden nicht schwer! Besonders seitdem ich Thorilde an Ludolf's Seite wieder erblickt habe; diese Ehe mit anzusehen wäre hundertfacher Tod für mich. Gott ist gnädig, indem er mich so hart nicht straft." Sie faltete die Hände und seufzte. —

„Thorilde wird Mutter werden," sagte der Geheimrath, „und in ihren Kindern Trost finden."

Sie bewegte zweifelnd ihr Haupt. „Er wird sie nicht lange lieben," sagte sie. „Sie kann ihn nicht zu sich hinaufziehen, und daß sie es können würde, war meine ganze Hoffnung. Sie wird nie zu ihm hinabsteigen. Sie werden schließlich eine Kluft zwischen sich finden, so groß, daß sie sich hassen müssen. Wie dann?"

„Lauter Bilder einer kranken Einbildungskraft! Neh-

men Sie sich lieber zusammen, werden gesund und stehen bei Ihren Enkeln Gevatter!“ warf er kopfschüttelnd ein.

Ihr Puls ging heute matter, es war sichtlich, daß Thorildens Gegenwart ihren Zustand verschlimmerte; den Geheimrath bekümmerte dies und doch hatte er es nicht ändern können. In der Nacht trat heftiges Fieber ein. Die junge Frau wich nicht vom Lager der Kranken; mit starrem Auge saß sie neben ihr, die Hand haltend, welche sie einem so schlimmen Schicksale entgegengeführt hatte, und die sie dennoch nie hätte loslassen mögen.

Tage der unsäglichsten Angst verlebte sie nun; mit jeder Minute befürchtend zum letzten Male den Ton dieser lieben Stimme zu vernehmen, und jedem leisen Worte lauschend, weil es ein letztes, wichtiges, unvergeßliches sein konnte. Zärtlich sah Frau von Gasmund die treue Pflegerin, wenn sie deren warmen Kuß auf ihrer dürren Hand fühlte, an; Mitleid lag in ihrem Blicke, wenn sie an die Pflichttreue dieses schönen jungen Wesens dachte und ihr Gebet war: Schütze sie, o Herr!

Der Geheimrath schob seine Abreise hinaus, weil er wohl sah, daß es sich nur um Tage handelte. Doch vermied er mit Frau von Gasmund allein sich zu befinden, aus Besorgniß, daß sie durch das Aussprechen ihres Kummers ihrem Uebel nur neue Stärke leihe. Wenn er dann und wann an ihr Lager trat, ihre Hand

in die seinige nahm, ihren Puls prüfte; so sah sie ihn mit Blicken an, die er verstand. Sie hatte ihn geliebt und ihm entsagt, weil er keinen alten Namen trug. Angesichts der Ewigkeit wurde es auch hierüber licht vor ihren Augen.

Ludolf kam selten in ihr Zimmer; auch begehrte sie seine Gegenwart nicht. Thorilde selbst hatte nicht Geistesruhe, seiner viel zu gedenken, und nur im Vorübergehen empfahl sie dem Geheimrathe sich ihres Gatten anzunehmen, ihn so wenig wie möglich zu verlassen. Dieser nickte ihr gewährend zu. Sie wußte, daß Beide mit einander speisten; denn sie war selbst dann mitunter auf eine Minute zu ihnen hinübergekommen, einen Bissen zu genießen oder eine Frage an sie zu richten; sie nahm also an, daß sie auch sonst beisammen wären.

Endlich kam die schwere Stunde des Scheidens, und Frau von Gasmund ließ den Freund und die Kinder, um ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen, an ihr Lager berufen. — Ludolf knieete neben Thorilden, die kalte Hand der Mutter berührte segnend Beider Haupt, dann reichte sie sie dem Geheimrath hin, und wenige Minuten darauf stand ihr Herz still. Als Thorilde ihr Auge brechen sah, sank sie ohnmächtig zusammen. Man trug sie in ihr Zimmer, wo mit rückkehrendem Bewußtsein auch das ganze Gewicht ihres Verlustes sie befiel.

Ludolf, der im Grunde froh war, sie des Amtes

einer Krankenpflegerin entsetzt zu sehen, bot alle in seinem Bereiche liegenden Trostgründe auf. Seine Sorgfalt kannte keine Gränzen. Diese Theilnahme that ihr wohl. Die Brust noch voll Weh und voll Thränen warf sie beide Arme um seinen Hals und sagte leidenschaftlich: „Habe mich immer so lieb, Ludolf! Zu Deinem, zu meinem Heile habe mich immer so lieb! Ach! wüßtest Du, auf welchem Abgrunde wir wandeln.“

Die Worte waren ihr entfahren, ohne daß sie selbst es gewollt. „Sprich nicht so,“ sagte er kopfschüttelnd. „Das klingt, wie die Reden meiner Mutter. Man versteht nichts davon und es wird Einem grauen.“

Thorilde seufzte schwer. Jetzt in dieser Stimmung die Ausdrücke wählen müssen, war eine harte Aufgabe! Es wäre ihr eine so große Wohlthat gewesen, ihrem Schmerze Worte zu leihen, sich das Herz leicht sprechen zu dürfen! Allein der Gefährte auf ihrer Lebensbahn, der Mann, mit dem sie Freud' und Leid zu theilen versprochen, dem sie in guten und in bösen Tagen zur Seite stehen sollte, dem war ihr Denken und Empfinden fremd, und mußte es, wenn er sie lieben sollte, ewig auch fremd bleiben. Ihm gegenüber war ihr die Sprache nur zum Verhehlen ihrer Gedanken verliehen.

Der Geheimrath schien ernst und weich gestimmt. Väterlich drückte er Thorilde an sein Herz und sagte bewegt: „Sie sind der Geschiedenen Vermächtniß an

mich. Ich werde es hoch und theuer halten. Was auch kommen mag, an dieser Brust finden Sie eine Stätte."

Sie antwortete ihm lange nicht; dann erwiederte sie mit eisigem Tone: „Hätte es dem Schicksale gefallen, Sie mir zum Vater zu geben! So aber fürchte ich, wird Niemand mir viel helfen können, als ich mir selbst."

Der Geheimrath übernahm die Sorge für die Todte, welche, ihrem Wunsche gemäß, in Berlin an der Seite ihres Gatten ruhen wollte. Er hatte neben Thorilden am Fenster gesessen, und Beide, während sie sprachen, in die untergehende Sonne geblickt, welche mit Purpurgluth den Himmel malte. Das Wetter war schon herbstlich, hell aber kühl, ein Ostwind bog die Zweige der Bäume. Es that ihr wohl seinem Spiele zuzusehen. Die von Leidenschaft ermattete Seele fand darin Beruhigung. Sie mochte lange so in Sinnen vertieft verweilt haben; dann wandte sie, wie zur Gegenwart zurückkehrend, sich um, schauete im Zimmer umher und sagte vor sich hin: „Mein Gott! wo ist denn Ludolf!" Es fiel ihr ein, daß er beim Eintritte des Geheimrathes sich entfernt hatte, und nicht wiedergekehrt sei. Sie schellte. Der Herr Baron sei ausgegangen, hieß es. Indessen kehrte ihre Jungfer mit Trauersachen nach Hause zurück, Schneider, Kaufleute kamen, bis morgen sollten die Sachen geliefert werden; denn sie selbst wollte die theure Leiche in langsamen Tagereisen

begleiten und ihrer Bestattung beiwohnen. In der Beschäftigung sammelte sich ihre Thatkraft.

Der Geheimrath kam dazwischen einen Augenblick in das Zimmer; verschwand aber rasch wieder. — Sie glaubte, er habe, da er sie nicht allein gefunden, noch weiteren Besorgungen nachgehen wollen. Eine Stunde darauf kehrte er dann in Gesellschaft Ludolf's heim und man setzte sich zu Tische. „Ich habe Dich recht vermißt!“ sagte Thorilde freundlich und streichelte ihres Gatten Hand. „Du hast mich so viele Stunden allein gelassen.“

„Weil Du immer in der Krankenstube saßest, habe ich mich daran gewöhnt, ohne Dich auszugehen,“ erwiederte er.

„Aber nicht wahr, jetzt nimmst Du mich wieder mit?“ fragte sie weich und lehnte ihr Haupt an seine Schulter.

„Vielleicht!“ sagte er und schlang den Arm um sie.

Der Geheimrath beobachtete die kleine Scene mit ernst prüfendem Blicke. Ludolf aß wenig. „Willst Du Champagner?“ fragte er seine Gattin. „Behüte!“ erwiederte sie mit ablehnender Bewegung des schönen Hauptes; denn es berührte sie unangenehm ihren Kummer in der Weise besänftigen zu sollen.

„Ich muß noch wieder fort!“ bemerkte Ludolf gleich darauf.

„Heute?“ fragte sie verwundert, und wurde erst roth, dann tödtlich bleich.

„Warum nicht heute," fragte er gereizt, „da es ein Versprechen gilt?"

„Ich dächte, ein Todesfall entbände dessen," sagte sie sanft, und ihre Thränen perlten in dem Gedanken, wie wenig ihm die Geschiedene gälte und wie getrennt auch hier das Interesse des Gatten von dem ihrigen sei.

„Ich gab es nicht vorher, sondern nachher!" erwiederte er mürrisch.

Eine Pause entstand. Der Geheimrath blickte wieder mit beobachtender Theilnahme zu ihnen hinüber. Thorilde weinte fort und spielte mit der Kette an ihrer Uhr. Es that ihr so weh, ihn hier so gleichgültig zu sehen; eine weitere Betrachtung knüpfte sie dasmal nicht an sein Versprechen. Als Ludolf sich erhob, sagte sie schmerzvoll: „Mich wundert, welche Person gefühllos genug sein konnte, Dich zu veranlassen, Deine Frau vor dem offenen Sarge ihrer Mutter allein zu lassen! Wenn eines Tages der Tod Deine Eltern abruft, Ludolf, so wirst Du in mir eine treuere Theilnehmerin Deines Leides besitzen." Sie sprach das mit ruhiger Würde und sah dabei unter ihren perlenden Thränen so rührend schön aus, daß Ludolf, wie unschlüssig stehen blieb und sichtlich mit sich zu Rathe ging, ob und was er ihr hierauf antworten sollte. Allein bevor er noch zu einem Entschlusse kam, nahm der Geheimrath das Wort. „Es ist für den Baron ein Ehrensache zu gehen," sagte er, sich Thorilden nähernd, „die ihn veranlaßten,

wußten nichts von dem Absterben seiner Schwiegermutter; sonst würde es Niemand eingefallen sein, ein solches Versprechen von ihm zu fordern. Wenn Ihr Herr Gemahl mich beauftragen will, den Betheiligten Anzeige von dem Todesfalle zu machen; so wird man ihn ohne Zweifel seines Versprechens entbinden."

Es war nun an Ludolf zu reden. Dieser blickte verlegen den Geheimrath — und dann Thorilde an. — „Werden Sie ohne mich die Sache abmachen können?" fragte er den Ersteren dann kleinlaut.

„Kein Zweifel! Mein Name wird die Bürgschaft leisten," erwiederte er mit Betonung und entfernte sich rasch.

Das junge Ehepaar stand sich nun schweigend gegenüber. Thorilde wagte nicht zu fragen; welche Verbindlichkeit er eingegangen, sie erwartete diese Mittheilung von Ludolf. Dieser trat an das Fenster, sah unruhig in die Nacht hinaus, und warf sich dann resignirt in eine Sophaecke. Daß er lieber selbst gegangen wäre, konnte sie aus seinem Wesen errathen.

Sie setzte sich an seine Seite und sah ihn beobachtend an. Es fiel ihr dabei schwer auf das Herz, daß sie sein Vertrauen nicht besaß. Besaß er denn aber das ihrige? —

Immer drückender wurde es ihr, nicht zu wissen, wer ihn so spät noch erwartete! Sie hatte sich in den letzten zwei Wochen um sein Thun und Lassen außer dem Hause nicht bekümmern können, und es fiel ihr nun auf die Seele,

daß er Bekanntschaften angeknüpft, von denen er mit ihr zu reden keine Neigung zeigte. Das Schweigen auf beiden Seiten wurde zu einer peinlichen Pause.

Mit Gewalt ihren unangenehmen Gedankenflug bemeisternd, suchte Thorilde die Hand Ludolf's, drückte sie warm und fest mit ihren weichen Fingern, und sagte: „Wir haben eine traurige Reise vor uns, mein guter Mann!“ —

Ein tiefer Seufzer war seine Antwort; aber ein Seufzer, der mehr einem Stöhnen glich; denn er beklagte sein Loos, die Escorte einer Leiche abgeben zu sollen.

„Wenn wir nur schönes Wetter haben, so geht es noch; man zerstreut sich dann wenigstens durch den Anblick der Gegend,“ fuhr sie fort.

„Gegend?“ erwiederte er. „Von hier nach Berlin kann von Gegend nicht viel die Rede sein. Mich unterhält überhaupt keine Gegend.“

„Das weiß ich doch nicht, denn es machte Dir großes Vergnügen mir die Umgebung von Schloß Rheinfeld zu zeigen.“

„Ach ja! damals!“ sagte er, wie sich erinnernd. „Seitdem aber sind wir in Paris gewesen.“

„Und dort hat es Dir so wohl gefallen, daß Du nun gegen alle Schönheit der Natur gleichgültig bist?“ fragte sie, sich an ihn schmiegend, halb scherzend.

„Man amüsirt sich sonst nirgends! — Es ist höchst

verdrießlich, daß wir nicht Geld genug haben, um immer dort leben zu können!"

„Meinst Du? — Ich glaube, wir werden auf Deinem schönen Schlosse recht glücklich sein, mein lieber Mann!"

„Wir werden eine fürchterliche Langeweile ausstehen, Thorilde!" begann Ludolf, zu einen mittheilenderem Tone übergehend. „Ich wollte, daß ich Dir den Aufenthalt dort ersparen könnte; aber ich kann es nicht. Hätte ich eine große Summe gewonnen, wie ich hoffte, so wären wir gleich von Berlin dahin zurückgekehrt; aber das Glück verließ mich."

„Wie? So hast Du gespielt?" fragte Thorilde, hoch aufhorchend.

„Freilich hab' ich! Womit hätte ich sonst die langen Tage und Abende hinbringen sollen, während Du bei der Kranken saßest und thatest, als ob Du gar nicht verheirathet wärest?"

„Verzeihe es mir!" sagte Thorilde mit himmlischer Milde. „Ich wußte beide Pflichten im Augenblicke nicht zu vereinen, und gab der dringender scheinenden nach. Hätte ich meine Mutter verlassen, würde es jetzt mein Gewissen beschweren."

„Und daß Du mich verlassen hast, beschwert Dein Gewissen nicht?" fragte er empfindlich.

„Sicherlich thut es das! Allein was ich da vernach-

läſſigt, kann ich wieder gut machen, während der Tod mir keine Hoffnung läßt."

„Wieder gut machen! — Ja, ſchön wieder gut machen! — Als ob Du das viele verlorene Geld wieder einbringen könnteſt!"

„So haſt Du verloren?"

„Freilich hab' ich verloren! — Hörteſt Du den Geheimrath nicht von einer Ehrenſache reden?"

„Das alſo war es?"

„Nun ja, das war es."

„Und was wollte man jetzt noch von Dir?"

„Mich weiter ſpielen laſſen, ob ich es etwa wiedergewinnen könne. Dein eigenſinniges Dazwiſchentreten hat mich dieſe Chance verlieren laſſen. Nun muß ich die ganze Teufelsſumme zahlen?"

„Wenn Du nun aber noch mehr verloren hätteſt?"

„Das war nun einerlei. Entweder, oder! — Was ſoll nun aus uns werden?"

„Wie, iſt denn die Summe ſo groß?" fragte ſie erſchreckt.

„Rede mir nicht weiter davon; es könnte mich toll machen. Du biſt an Allem ſchuld. — Wäreſt Du mir nicht von der Seite gegangen, ſo hätte ich an das Spielen gar nicht gedacht." — Er wandte ſich von ihr ab und verfiel in ſein früheres Schweigen. Sie legte indeſſen

die feinen Hände über die vom Weinen müden Augen und betete in sich hinein: „Geist meiner geschiedenen Mutter! Bist Du um mich, so stehe mir bei, daß meinem Herzen nie der Muth zum Dulden fehlen möge!“

9.

Das Testament.

Der Staatsanwalt Möser hatte als Vollstrecker des letzten Willens der Verstorbenen die für die Beerdigung nothwendigen Vorbereitungen getroffen, und ihrem Schwager nach Paris die Stunde ihrer Bestattung gemeldet. Auch nach Schloß Rheinfeld war eine solche Depesche abgegangen. Ellena glaubte er bei dieser Gelegenheit übergehen zu müssen.

In der Wohnung der Frau von Gasmund hatte das Gericht versiegelt; Thorilde mußte mit Ludolf bei ihrer Ankunft in Berlin in einem Gasthofe absteigen; dadurch fühlte sie sich in ihrem Heimathorte wie eine Fremde. Der Regen goß bei ihrer Ankunft in Strömen und der graue, tiefhängende Himmel gab der Stadt ein trauriges

Ansehen, das ganz zu ihrer Stimmung paßte. Auch am folgenden Tage regnete es noch fort.

Thorilde erhob sich früh, legte die tiefen Trauerkleider an, die schwarze Schneppe über die weiße Stirne, und sammelte sich im Gebet. Ludolf war indessen hinunter gegangen, um den Vorbereitungen für die Bewirthung der Leidtragenden zuzusehen. Als die anberaumte Stunde schlug, kehrte er zurück, um seine Gattin an den schwarz behangenen Wagen zu führen, in welchem sie, als erste Leidtragende, den Zug eröffnen sollte.

Langsam, Schritt vor Schritt, fuhr man durch die einsamen Straßen. Ludolf, gelangweilt, schlief endlich ein, und erwachte erst, als man den Kirchhof erreicht hatte. Trotz des schlimmen Wetters stieg Thorilde, um die Rede des Geistlichen zu hören, aus. Sie hatte nie einem Begräbnisse beigewohnt und jetzt vor dem offenen, von schwarzen Gestalten umringten Grabe wirkte die Scene so überwältigend auf ihr Gemüth, daß sie geisterbleich wurde und zu sinken drohte. Ludolf, den Schirm über ihr haltend, bemerkte ihre Schwäche nicht; aber von der andern Seite her kam eine starke Hand ihr stützend zur Hülfe und ließ sie, bis das Grab sich geschlossen, nicht wieder los.

Thorilde war zu bewegt, um ein Wort des Dankes stammeln zu können. Sie wußte selbst nicht, wie sie den Wagen erreichte und als dieser sich hinter ihr geschlossen, sank sie betrübt in dessen Ecke. —

Die Rückfahrt ging schnell von Statten; in einer Viertelstunde hielt man vor dem Hotel und Ludolf athmete auf, diese schreckliche Ceremonie überstanden zu haben, von der, wie er hoffte, Thorilde sich nun schnell erholen würde. — Schon hatte er überlegt, womit er sie zerstreuen könne und bedauerte, in den Berliner Theatern die Einrichtung der versteckten Logen zu vermissen, wo eine Trauernde, vom Publicum ungesehen, Zuschauerin sein kann; allein etwas mußte sich doch vornehmen lassen.

An der Thüre des Gasthofes kam ihm der Wirth mit der Nachricht entgegen, der Herr Baron von Rheinfeld, sein Vater, sei angekommen. Zu jeder andern Zeit würde Ludolf sich erst besonnen haben, bevor er sich entschieden, ob solcher Besuch ihm Freude gewähre oder lästig sei; jetzt aber war er ihm außerordentlich willkommen, und Thorilde in ihr Zimmer führend, eilte er ihn in dem seinigen, wo er mit Umkleiden beschäftigt war, aufzusuchen.

Der Baron hatte dem Trauerzuge folgen wollen; war aber um eine Stunde zu spät eingetroffen. Thorilde dankte ihm, als er ihr sein Bedauern darüber aussprach, für die beabsichtigte Aufmerksamkeit und äußerte sich überhaupt höchst erfreut, ihn zu sehen. Sie fühlte so lebhaft das Bedürfniß, sich anzuschmiegen, und kam sich so verlassen in der Welt vor, daß sie seine Nähe wie eine Wohlthat empfand.

Der Baron bemerkte, sie mit prüfendem Blicke be-

trachtend, daß sie sich verändert habe. Sie wurde roth. Er küßte sie darauf väterlich auf die Stirne und wurde in seinem Benehmen gegen sie um Vieles zutraulicher und rücksichtsvoller. Wie Sonnenschein wirkte dies Wohlwollen auf sie.

Verschiedene Condolenzbesuche fanden sich ein; zum Abend erschienen der Geheimrath, so wie der Staatsanwalt und blieben als Freunde der Familie. Das Gespräch wurde dadurch vielseitig, und nahm eine heitere Färbung an. Auf die Verstorbene zurückzukommen vermied man, Thorildens willen. Nur so viel wurde, was diesen Gegenstand betraf, abgeredet; daß der Baron bis zur Eröffnung des Testamentes bleiben wollte, um dann, in Begleitung des jungen Paares nach Schloß Rheinfeld zurückzukehren, wo seine Gattin indessen alle Vorbereitungen zu ihrer Uebersiedelung nach Paris traf.

Als der Staatsanwalt nach Hause kam, hörte er, daß Jemand schon dreimal im Laufe des Tages nach ihm gefragt und in der Frühe des nächsten Morgens wiederzukommen versprochen habe. Auf der Karte stand: Sigurt von Gasmund.

Möser legte das kleine, an einer Seite umgebogene Blättchen gedankenvoll bei Seite. — Warum Herr von Gasmund gerade jetzt hier erscheinen müsse, fragte er sich; und ob er mit Ellena, ob ohne sie gekommen sei? Der Geheimrath hatte ihm seine Pariser Erlebnisse mitgetheilt; er war

daher auf allerlei Möglichkeiten gefaßt, und sah erwartungsvoll der Zusammenkunft entgegen.

Früher wie gewöhnlich erhob er sich am nächsten Morgen, um einige Geschäftsbriefe zu beseitigen, und dadurch die folgenden Stunden frei zu sein. Herr von Gasmund war ein alter Bekannter, mit dem er von vergangenen Zeiten zu plaudern hatte. Mit einem herzlichen Willkommen bot er dem unkenntlich Gewordenen, als dieser gegen die zehnte Stunde bei ihm eintrat, die Hand. Das heiße Clima hatte die Haut ihm gebräunt, und ihn über seine Jahre gealtert; der Geschäftsmann, von gleichem Alter mit ihm, sah um Vieles jünger aus. Jener schien das Leben hinter sich, dieser es noch vor sich zu haben.

Nach einigen allgemeinen Fragen kam man schließlich auf die Gegenwart zurück. Der Staatsanwalt nannte Ellena's Namen. Sogleich verließ Herr von Gasmund seinen Platz und schritt, von heftiger Empfindung bewegt, im Zimmer auf und ab. „Das ist es, was mich Ihnen so unerwartet hergeführt hat," rief er aus. „Ich mußte Sie sprechen, ich bedurfte Ihres Rathes, Ihres Beistandes! Der Tod meiner Schwägerin war mir eine willkommene Veranlassung, das sogleich auszuführen, was ich sonst noch aufgeschoben haben möchte. Ja, sagen Sie mir, wie ich mich verhalten soll, denn ich weiß es nicht."

„Warum handelt es sich denn?" unterbrach ihn der

Staatsanwalt. „Sie haben sie wiedergesehen? Womit entschuldigt sie den unüberlegten Schritt?“

„Entschuldigen? Ach, Freund, davon ist bei ihr keine Rede. Träfe Jemanden ein Vorwurf, so träfe er nicht sie, sondern uns — daß wir sie an einem Orte ließen, wo sie sich nicht gefiel, wo sie nicht hingehörte.“

„Freilich war die Verstorbene nicht die Frau, um ein geniales Mädchen zu erziehen!“ warf der Staatsanwalt entschuldigend ein.

„Aber ist Ellena denn auch wirklich genial? — Ist sie nicht vielmehr selbstsüchtig? — Ihr Eigenwille duldet keine Controle; darf man diesen Fehler mit einem so beschönigenden Namen verdecken?“

„Sie sind gereizt — sind verstimmt gegen sie!“ sagte der Andere beschwichtigend. „Lassen Sie uns vor allen Dingen gerecht sein. Talent kann man ihr wohl nicht abstreiten, und ihre Stimme ist himmlisch.“ —

„Das mag sein! Aber was hilft mir dies, wenn sie darüber jegliche Pflicht einer Tochter aus den Augen setzt?“

„Wenn sie das thut, aber thut sie es denn? — Wie empfing sie Sie? — Wie war Ihr Zusammentreffen?“ —

„Sie war froh, mich zu sehen; allein nur in der Hoffnung, daß ich mit ihrer Lebensweise zufrieden sein würde. So wie ich ernsthaft in sie drang, diesem schimpflichen Wandern zu entsagen, sich von Leopold zu trennen, und

mich nach irgend einem Orte der Welt zu begleiten, wo man von ihren Irrfahrten keine Kenntniß habe; erhob sie groß und prächtig ihr Haupt, sah mich mit der Miene beleidigten Stolzes an und sagte eisig kalt, daß sie, wenn ich mich ihrer schäme, nie daran denken würde, sich meine Tochter zu nennen. Da saß ich nun. Mit Gewalt sie zwingen, das konnte ich nicht; sie aufzugeben ward meinem Herzen schwer. Die Sorge für sie ist der Zweck meines Lebens gewesen; sehe ich diesen jetzt vereitelt, was dann mit mir selbst beginnen?"

Möser saß gedankenvoll da. Nach einigem Nachsinnen sagte er: „Ich bin der Meinung, daß Ellena in ihrem Wesen nur mißverstanden wird, und richtig geleitet, ihnen Allen Freude gemacht hätte; aber man fordert stets von ihr, was sie nicht leisten kann: Selbstverleugnung. Stören Sie sie einmal nicht in ihrem Thun, fordern Sie keinen Widerstand heraus; und sie wird Ihnen keine Veranlassung zur Klage geben."

„Ich soll also ruhig zusehen, wie sie von jenem Menschen an öffentlichen Orten zu singen umhergeschleppt wird? Ich soll diesen Leopold wohl gar Schwiegersohn nennen und zum Erben meines Vermögens einsetzen? Nie und nimmer! Gerade über diesen Punkt hatte ich mit Ihnen zu reden! — Mein Testament, welches Ellena allein bedenkt, nehme ich zurück; nur ein Pflichttheil bleibe ihr. Das sei ihre Strafe."

„Nicht so heftig, mein guter Freund! Sie ist Ihr Kind, und ein Kind, an dem Sie etwas gut zu machen haben. Vergessen Sie das nicht! Sie hätten, meiner Meinung nach, vorsichtig zu Werke gehen, erst das Verhältniß zwischen Ellena und dem Künstler genau erforschen, sich die Liebe und das Vertrauen Ihres Kindes erwerben, und den gewonnenen Einfluß benutzen sollen, um sie dahin zu führen, wohin Sie sie zu leiten wünschten. Statt dessen sind Sie, ihr ein Fremder, vor sie hingetreten, und haben ohne Weiteres die Forderung gestellt, daß sie fortan nach Ihrem Sinne leben solle. Können Sie sich wundern, wenn sie sich dagegen sträubte?“

„Ich glaubte in meinem Rechte als Vater dies verlangen zu können,“ sagte Herr von Gasmund schon milder.

„Und so wäre das arme Kind, welches so eben erst durch den für sie gewiß nicht leichten Schritt ein bischen Freiheit für sich erobert hatte, zu einem neuen Tyrannen übergegangen; nichts weiter! Seltsam, daß so viele Eltern ihre Kinder aus dem Gesichtspunkte der Rechte eines Eigenthümers betrachten! — Kinder sind doch auch Menschen. — Wenn sie nun eine stark ausgeprägte Individualität in sich tragen, wie es bei Ellena der Fall ist, und sie sollen ihrer Natur einen übermäßigen Zwang anlegen, um so zu sein, wie der Andere sie haben möchte; kann es uns da Wunder nehmen, wenn die Natur in

ihnen sich auflehnt? Stellen Sie sich vor, daß Sie aus einem Bullenbeißer einen Schooßhund machen wollten? — Würde das Unternehmen nicht jedem Zuschauenden thörigt erscheinen, und doch ist dies Vorsetzen, den Anderen zu dem zu gestalten, was uns selbst angenehm, nützlich, ersprießlich scheint, wohl mehr zu rechtfertigen?"

„Wie Sie da reden, sollte man meinen, dem Kinde sei ein schreckliches Unrecht zugefügt worden," warf Herr von Gasmund halb spöttisch ein. „Doch hat meine Schwägerin, meines Wissens, sie nur zu einem wohlerzogenen Mädchen heranbilden wollen."

„Wenn man es so nehmen will, ja," nahm Möser mit ernster Ruhe das Wort. „Allein was versteht man unter einem wohlerzogenen Mädchen? Ein Wesen ohne alle Individualität, ohne alle Originalität, welches sich genau nach den Regeln der guten Gesellschaft geberdet, und auf eigene Ansichten verzichtet. Es schickt sich nicht, heißt es auf jedem Schritte, und ein Warum wird nicht genannt, weil die Mode wie die Sitte kein Warum kennt. Wenn man älter, verständiger wird, so fügt man sich in diese kleinen Dinge, aus Bequemlichkeit; allein in der Jugend will man mitunter dem Strome entgegen schwimmen — wie wir es auf der Universität versuchen. Soll nun ein Mädchen nicht auch solchen Gährungsprozeß in sich erleben? Soll es bei ihr keine Sturm- und Drangperiode geben? — Wenn nun jedem „ich mag nicht" ein „Du mußt"

entgegengesetzt wird, soll sie da des kleinen Kampfes nicht müde werden und ihm entfliehen wollen? — Ein bischen Nachgabe und sie hätte sich schließlich in den gewöhnlichen Lauf der Dinge gefunden."

„Warum aber schrieben Sie mir nicht, daß es so stände? Warum sprachen Sie nicht selbst ein ernstes Wort mit meiner Schwägerin?"

„That ich es denn nicht? Allein sie war des Mädchens Bestes zu wollen so vollkommen überzeugt, daß meine Vorstellungen unbeachtet blieben. Freilich war ich auf diesen Ausgang der Sache, das muß ich gestehen, nicht gefaßt!"

„Mit Ellena selbst sprachen Sie nie über ihr Betragen?"

„Nie. Was hätte ich ihr sagen können, als, daß ich im Grunde mit ihrer Ungefügigkeit einverstanden sei?"

„Wie, so billigten Sie des Kindes Halsstarrigkeit?"

„Betrachten wir erst, worin diese bestand!" sagte der Staatsanwalt lächelnd. „Sie liebte die Natur, die Poesie, die Musik; aber nicht die Morgenbesuche und Theegesellschaften. Sie wanderte gern allein in Feld und Wald umher, sie wollte die Sonne aufgehen sehen, den magischen Schein des Mondes auf einem See, auf einem Gebäude beobachten; sie wollte sich an Dingen ergötzen, die ihr Freude gewährten, und man versagte ihr das,

um ihr aufzuzwingen, was für sie eine Pein war. Sollte ich sie deshalb schelten?"

„Freilich — wenn sie weiter nichts that!" sagte Herr von Gasmund kleinlaut.

„Bei Gott nicht!" rief der Staatsanwalt betheuernd. „Auch wurde sie nie heftig, drang nicht eigensinnig darauf ihren Willen zu haben; sondern begnügte sich mit einem passiven Widerstande. — Um so weniger vermuthete ich dieses selbstständige Handeln."

„Wäre sie nur nicht gerade auf diesen Menschen verfallen!" rief der Vater beklagend.

„Das ist es! So wohl gehütet, und dennoch diese Hinterthüre gefunden; welche Lehre für die Wächter der Mädchen!"

„Wenn ich sie von dem Menschen los machen könnte, so gäbe ich mein halbes Vermögen darum; denn ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr er mir zuwider ist!"

„Ich hoffe, daß Sie wohlfeileren Kaufes dazu kommen werden, lieber Gasmund; denn die Frage ist, ob sie wirklich verheirathet sind?"

„Sie zweifeln daran? Welche Hoffnung geben Sie mir damit! — Sie führt aber seinen Namen!"

„Thut nichts! Sie sind bei dem Schmied in Gretna Green gewesen; aber für uns ist das keine Autorität. Sie ist überdem nicht mündig; sie hat über kein Vermö-

gen zu gebieten; warten wir es ab, und Leopold selbst wird sie Ihnen zurückbringen!“

Obwohl nun Herr von Gasmund zu dieser Versicherung ungläubig sein Haupt bewegte, so war es ihm doch augenscheinlich ein Trost, den Staatsanwalt diese Ansicht aussprechen zu hören.

Da er bei der Eröffnung des Testamentes gegenwärtig sein wollte, so konnte seine Anwesenheit kein Geheimniß bleiben; auch war kein Grund vorhanden, weshalb er Thorilde hätte vermeiden sollen; er ging also zu ihr. Sie erkannte in ihm die Hand, welche sich ihr am Grabe ihrer Mutter stützend geboten und sah darin ein Zeichen des Himmels. Mit abergläubigem Vertrauen hing sie sich an den Onkel.

„Welche Aehnlichkeit!“ rief dieser, ihre Züge musternd. Sie wurde glühend roth. Das Bild ihres Vaters besaß sie, von diesem trug sie keinen Zug, wem war sie also ähnlich? — Ihrer Mutter, welche man nie vor ihr genannt hatte?

Herr von Gasmund speiste mit ihnen, später kam der Geheimrath und Ludolf brachte den Tag in leidlicher Laune zu. Von seiner Spielschuld hatte er seinem Vater bis jetzt noch kein Wort gesagt. —

„Willst Du nicht mit ihm darüber sprechen?“ fragte Thorilde ihn am Abend.

„Ich möchte ihm am liebsten nichts davon sagen;

denn er wird mir Vorwürfe machen und die kann ich nicht leiden," sagte Ludolf verstimmt. —

„Wie soll es denn aber werden? Der Geheimrath hat Bürgschaft für Dich geleistet; wir dürfen diese nicht auf ihm lassen," fragte sie, ihn verwundert beobachtend.

„Es giebt noch einen Ausweg," nahm Ludolf das Wort, und strich dabei ihr schönes schwarzes Haar; — „Du könntest die Bürgschaft übernehmen."

„Ich?" fragte sie verwundert.

„Ja, Du! In wenigen Tagen wirst Du ja Dein Vermögen ausgezahlt erhalten."

„Das weiß ich noch nicht. Was meine Mutter für mich thun wollte, hing von ihrem guten Willen ab."

„Doch nicht; sie hatte meinem Vater versprochen, daß Du sie beerben solltest."

„So?" fragte Thorilde, und richtete ihre tiefblauen Augen groß und schmerzlich zu ihm empor.

„Mich wundert, daß sie Dir das nicht gesagt hat," fuhr er unbeirrt fort. „Ich dachte gleich daran, daß Du mir auf diese Weise aus der Klemme helfen könntest. Da Du mich verhindert hast die Summe wieder zu gewinnen, so ist es auch nur billig."

„Ich bin nur noch nicht mündig," sagte sie und schlug das Auge nieder.

„Dein Vormund wird sich doch nicht unterfangen, Dir entgegen zu handeln?" fuhr er auf.

„Man kann es nicht wissen. Ich verstehe freilich gar nichts von solchen Verhältnissen.“

„Ich will schon mit ihm reden,“ sagte Ludolf selbstgefällig und damit war die Unterhaltung abgebrochen.

Thorilde fand in den nächsten Tagen keine Gelegenheit mit dem Geheimrathe allein zu sprechen; sie mußte daher diese Angelegenheit bis zum geeigneten Momente auf sich beruhen lassen. Ihr Schwiegervater drängte mit der Abreise; sie machte sich daher reisefertig, um ihm gleich nach der Eröffnung des Testamentes folgen zu können. Sein Betragen gegen sie war, wie früher, rücksichtsvoll und gütig, und die Art, wie er mit ihr umging, wurde Ludolf sichtlich zum Beispiele. „Einen jungen Ehemann muß man sich ziehen, meine liebe Tochter,“ sagte er zu ihr. „Meine ganze Hoffnung beruht darauf, daß Sie aus meinem Sohne machen werden, was ich wünsche, daß er zur Freude seiner Eltern für diese und für Sie sei.“

Sie hörte ihm mit Bewegung zu. Ihm eingestehen, wie schwer diese Aufgabe sei, mochte sie nicht; und weniger noch bekennen, daß schon jetzt ihr Einfluß auf den Gatten ein nur schwacher sei.

Sie wünschte die Wohnung ihrer Mutter zu besuchen und von dort liebe Andenken mit sich zu nehmen. Gleich nach Abnahme der Siegel sollte dies geschehen. Da sie nun einen solchen Gang nicht gern in Begleitung ihres Gatten, der nichts dabei empfinden konnte, unternahm; so

gewann sie es über sich, den alten Baron um seine Vermittlung zu ersuchen, daß ihr gestattet werden möge, ganz allein diese Pilgerfahrt nach dem Schreine ihrer Jugenderinnerungen zu unternehmen. — So wie dieser es vorschlug, konnte Ludolf keine Kränkung seiner Gattenehre darin finden, und obwohl er höchst neugierig war, die Wohnung seiner Schwiegermutter zu sehen, willigte er doch schweigend ein, während sie dahin ging, mit seinem Vater nach Potsdam zu fahren.

Thorilde athmete hoch auf, als ihr dies gewährt wurde. Der Geheimrath wollte sie abholen. So konnte sie endlich auch mit diesem ein Wort ohne Zeugen sprechen. Ihre erste Frage an ihn lautete: Wie es Agathe Müller gehe? — Es war ihr stiller Entschluß, jetzt, wo sie über mehr, als über die Ersparnisse von ihrem Nadelgelde gebieten konnte, auch ernstlicher sich ihrer anzunehmen; namentlich aber sollte sie sich von den Möbeln ihres mütterlichen Nachlasses, was sie für ihre Häuslichkeit bedürfte, auswählen; und aus dem Vorrathe an Betten und Wäsche eine kleine Ausstattung für ihre Tochter bei Seite legen. In diesen Plänen erholte sich ihr Herz.

Von Ellena sprach sie heute nicht; wohl aber gedachte sie ihrer, als sie in den stillen Räumen leisen Schrittes umherging und alle Bilder der Vergangenheit vor ihr auftauchten; tausendmal wünschte sie sie zurück, als die einzige vertraute Seele unter den vielen neuen, fremden Menschen,

Sie kam mit verweinten Augen, aber gefaßt nach Hause; denn jede Einkehr in sich selbst führt zu neuen kräftigenden Entschlüssen. Am Abend brachte der Staatsanwalt die Abschrift des Testamentes, und theilte den Inhalt im Familienkreise mit. Für Thorilde war dieser letzte Wille der Verstorbenen ein heiliges Document und mit religiöser Unterwerfung wollte sie ihren Bestimmungen nachkommen. Daß sie Universalerbin sei, wußte sie bereits; jetzt vernahm sie, daß bis zu ihrer Mündigsprechung ihr Vermögen anzuwachsen bestimmt sei und sie auch dann nie das Capital, immer nur die Zinsen berühren dürfe; der Staatsanwalt aber blieb der Verwalter dieses Vermögens, laut den Verfügungen der Erblasserin. —

Ludolf vernahm mit gerunzelter Stirne diesen Zusatz, Thorilde empfing ihn, wie einen Segen. Sie fühlte sich durch diese Anordnung der Obhut des Freundes nicht entzogen; sein Schutz blieb ihr. Herzlich reichte sie ihm die Hand. Auch ihr Schwiegervater sagte ihm einige artige Worte. Ihr Gatte aber wandte ihm den Rücken.

„Wir müssen das Testament umstoßen," flüsterte er ihr in der ersten unbewachten Minute zu. „Wie soll ich sonst meine Spielschuld decken?"

Sie fuhr zusammen. Konnte er im Ernste das sagen? Nie und nimmer würde sie dazu ihre Einwilligung gegeben haben; wie aber, wenn er diese nicht forderte? —

„Sprich doch mit Deinem Vater, Ludolf!“ bat sie ihn spät Abends noch ein Mal. „Wir können unmöglich abreisen und dem Geheimrath diese Bürgschaft hinterlassen!“

„Was nutzt es, wenn ich rede; woher soll mein Alter das Geld nehmen?“ erwiederte er mürrisch.

„Das weiß ich nicht; aber gefunden muß es werden!“ rief sie erregt.

„So finde Du es,“ gab er mit unartigem Tone zurück. „Du bist an meinem Verluste schuld, und versteckst Dich nun hinter Deiner Unmündigkeit.“

„Ludolf!“ rief sie bittend, „Ludolf! Sei nicht ungerecht. Warum soll Deine arme kleine Frau durchaus die Schuld tragen? Unmöglich konnte ich doch meine kranke Mutter, um Dir Gesellschaft zu leisten, verlassen?“

„Die Frau soll Vater und Mutter aufgeben und ihrem Manne anhangen; das hast Du nicht gethan. Bald geht mir dieser vor, bald jener. Ich mag es aber nicht, wenn irgend Jemand mir vorgeht. — So denkst Du auch jetzt wieder bloß an den Geheimrath und nicht an mich. Das verdrießt mich. Gerade darum freue ich mich nun ihn ärgern zu können.“

„Bedenke, er war der Freund meiner Mutter, nur ihretwegen, nur um mich in meinem Kummer um sie nicht auch noch durch Dich betrübt zu sehen, hat er

sein Wort für Dich verpfändet, überzeugt, daß Du als Edelmann und Cavalier es lösen würdest. Du kannst nicht wollen, daß er schlecht von Dir denke?"

„Schlecht? Dazu hat er kein Recht. Mag er es sich unterstehen! — Was habe ich ihm denn versprochen? Gar nichts! Hat er sein Wort verpfändet, so mag er es nun auch lösen."

„Das ist Dein Ernst nicht!" rief sie außer sich.

„Mein völliger Ernst!" gab er mürrisch zurück.

„So laß mich mit Deinem Vater reden. Es wird irgend ein Ausweg sich finden," rief sie in wahrer Seelenangst.

„Ich verbiete Dir, daß Du unter irgend einer Bedingung ihm ein Wort davon sagst! Ich will es nicht!" Er stampfte dazu bekräftigend mit dem Fuße, lief in das anstoßende Zimmer, verschloß die Thüre, schellte und forderte ein Glas heißen Punsch. Thorilde sank in die Kniee, stützte die Ellenbogen auf einen Stuhl, senkte das Haupt in die Hände, und betete; dann sprang sie auf, bestellte einen Wagen und fuhr zum Staatsanwalt Möser. —

10.

Die Flucht.

Wir finden Leopold im Kreise seiner zu einem Gabelfrühstücke bei sich versammelten Kunstfreunde. Der Champagner floß. Man erzählte sich lustige, meistens auf ihre gegenseitigen Erfolge bei Frauen hinauslaufende Geschichten. Wer ihnen unbefangen zuhörte, hätte glauben sollen, daß diese Adepten der Zukunftsmusik nur darin ihren Ruhm suchten, von dem schönen Geschlechte ausgezeichnet zu werden.

Ellena saß Anfangs, als Wirthin, am Tische; stand dann aber leise auf, um sich in die Vertiefung eines Fensters zurückzuziehen, wo sie nun hinter einem der schweren Vorhänge versteckt saß. Man bemerkte sie dort entweder nicht oder hatte ihre Gegenwart gänzlich vergessen; der Wein löste nach und nach die Zungen, auf Neckereien folgte

Vertheidigung, und die Discretion, welche ohnehin keine starke Seite bei Männern, sobald sie unter sich sind, ist, wurde gänzlich übersehen, um Mittheilungen Platz zu machen, die nie Erwähnung hätten finden sollen.

Merkwürdiger Weise spielte in ihren gegenseitigen Herzensverhältnissen das Geld eine große Rolle; die Treue aber niemals. Sie nahmen Geschenke, statt sie zu geben, an; sie lebten als Gast der ihnen ihre Gunst zuwendenden Frauen, ließen von diesen ihre Rechnungen bezahlen, ihre Garderobe montiren, ihre Concerte anordnen, die Berichte darüber abfassen und für ihr Geld in die öffentlichen Blätter rücken. Nie schien sich ihr männlicher Stolz gegen solche Protection aufzulehnen, noch dieser Gaben sich zu schämen. Alle gebrochenen Herzen waren die der andern Seite, und jedem Vorwurfe begegneten sie mit der Einrede: Warum liebte sie mich? — Es waren schließlich lauter Geschichten der Duldung.

Ellena hatte ihr Haupt in die Linke gestützt, und blickte träumerisch abwesend auf einen schwarz umränderten Brief in ihrer Rechten. Man wußte nicht, ob sie in Gedanken verloren sei, oder dem Gespräche zuhörte. Ihre Miene trug einen ihr sonst fremden Ausdruck des Ernstes und der Trauer; doch blieb ihrem ganzen Wesen dabei immer noch eine gewiße Apathie. Mitunter wandte sie das Haupt um, als wolle sie hören, wer jetzt rede, doch konnte es auch nur ein augenblickliches Aufhorchen sein; dann sank sie wie-

der in ihre vorige Abwesenheit zurück. Man sprach von Weimar, Wien, Berlin. Endlich stürmten Alle auf Leopold ein, auch er möge seine Abenteuer zum Besten geben, und unter vielen ihn mahnen sollenden Namen wurden auch Thorilde und Ellena in einem Tone genannt, welcher dieser alles Blut in die Wangen trieb. Leise glitt sie hierauf aus dem Zimmer. —

Sie hielt den schwarz umränderten Brief immer noch in ihrer Hand. Ihn öffnend, warf sie einen Blick hinein, setzte sich dann an einen Tisch, auf welchem ihr Portefeuille und ein Schreibzeug stand, nahm ein Couvert und adressirte es. Dies gethan, stützte sie abermals ihr Haupt und verfiel in Nachsinnen. Endlich griff sie zur Feder und schrieb:

Es kannt' der Kindheit gold'ner Morgen
In Wahrheit nur ein einz'ges Weh,
An keiner Mutterbrust geborgen,
Verwaiset fühlt' ich mich von je!

Mein Denken, Fühlen war mein Eigen,
Man gab mir Kleider, gab mir Brot,
Wem durft' ich mein Empfinden zeigen?
Und Schweigen ward des Herzens Tod.

Ihr fordert nun, daß ich Euch liebe,
Und nennt mich kalt, daß ich's nicht kann;
Es heischen Pflege Herzenstriebe,
Ich hielt zurück stets, was ich sann —

In Ruhe mit mir selbst verkehren,
O laßt mir das: Es war mir Glück,
Ihr könnt mich And'res doch nicht lehren,
Nach diesem stets kehr ich zurück.

Sind Freunde mir Natur und Töne,
Gefährtin mir die eig'ne Brust;
Behaltet, was ich nicht entbehre,
Und gönnt mir die Euch fremde Lust.

Sie faltete das Blatt zusammen, steckte es in das Couvert, und ließ es, an Herrn von Gasmund überschrieben, auf dem Tische liegen. Dann ging sie mit verschränkten Armen einige Male auf und ab. Im Nebenzimmer klangen noch immer die Gläser. Lauter wurden auch die Stimmen. Die jungen Männer lachten. Leopold führte jetzt das Wort. Thorilde wollte nicht hören, was er sprach; sie wandte sich also von der Thüre weg, der andern Seite des Gemaches zu, öffnete ihren Reisekoffer und legte ihre Kleidungsstücke hinein. Obwohl sie an dergleichen Beschäftigungen kein Gefallen fand, so verrichtete sie sie doch, wenn es sein mußte, mit großer Ordnung. — Sie war beinahe fertig, als Leopold die Thüre rasch öffnete und auf sie zukam. Ein einziger Blick ihres großen grauen Auges belehrte sie, daß er unter der Wirkung des Champagners leide. Ruhig, unbeweglich, wie eine schöne Statue, blieb sie, ihm ihr Angesicht zuwendend, stehen. — „Die Freunde verlangen Deine Gegenwart!“ sagte er und wollte ihre

Hand, um sie an seine Lippen zu führen, ergreifen; allein mit ruhiger Würde einen Schritt zurücktretend, entzog sie sie ihm und sagte kalt: „Ich bitte Sie mich zu entschuldigen."

„Ich habe versprochen, Dich unter sie zu führen, und muß mein Wort halten!" rief Leopold, und wollte seinen Arm um sie legen und sie mit fort ziehen. Sie verhinderte ihn daran, indem sie seine Hand in die ihrige nahm und mit festem Drucke hielt.

„Gut denn! So werde ich selbst mich dort entschuldigen," sagte sie, marmorbleich, und richtete sich hoch auf. Ihn immer noch an der Hand haltend, schritt sie langsam und fest der offen gelassenen Thüre zu, blieb an der jenseitigen Schwelle stehen, und sprach mit leichter Neigung des schönen Hauptes: „Meine Herren! Sie sollten mich höher achten, um selbst im Scherze nur meine Gegenwart am Schlusse eines Champagnerschmauses zu begehren. Sie werden verzeihen, wenn ich, nach diesem Vorgange, Ihre Gesellschaft nur dann suche, wenn Sie als Künstler beisammen sind; da ich der anderen Seite Ihres Wesens ewig fremd zu bleiben wünsche."

Verlegen sah sich der Kreis hierauf an. Die schöne hohe Gestalt imponirte ihnen. Noch hatten sie sich durch Blicke nicht verständigt, wer die Antwort übernehmen sollte, als Ellena einen Schritt zurücktrat, die Thüre schloß, und den Schlüssel umdrehte. Ein lautes Gelächter,

welches sich höhnend gegen Leopold wandte, folgte dieser Handlung. Man rief ihn auf die Thüre einzurennen. Späße, Anzüglichkeiten, Neckereien, welche ihn reizen sollten, überboten sich; mit hochfliegenden Pulsen erwartete Ellena das Resultat. — Auch den zweiten Ausgang hatte sie indessen verriegelt. Sollte man mit Gewalt bei ihr eindringen wollen? Nein. Sie hörte — denn man sprach absichtlich laut, damit sie höre — daß Leopold sein Wort verpfändete, seinen Freunden Genugthuung schaffen zu wollen, indem er Ellena zu einer zweiten Griseldis umforme. — „Das geschieht ihr recht!" rief der eitle T. — „Denn was hast Du im Grunde von ihr? — Du bist in Geldverlegenheit, und ihre Familie rückt nichts heraus. Sie hat eine göttliche Stimme; allein ohne Fleiß wird sie Dir damit keinen großen Gewinn bringen. Schön ist sie, das ist wahr; aber langweilig im höchsten Grade. Sie versteht nichts von der reizenden Coquetterie der Pariser Damen, die mit ihrem naivem tu und comme je t'aime, auch ohne eigentlich hübsch zu sein hinreißen. Wäre ich an Deiner Stelle, so verhandelte ich sie. Auf irgend eine Weise müßte sich aus dem schönen Bilde doch Geld schlagen lassen! Ein Künstler, wie Du, dem Hunderte von Frauen zu Gebote stehen, wird sich aus dieser Einzigen nicht so viel machen, um ihr gehorsamer Diener zu sein?"

„Davon ist die Rede nicht," hörte sie Leopold erwie-

dern. „Ich habe sie nur mitgenommen, um der hochmüthigen Frau von Gasmund einen empfindlichen Streich zu spielen und eigentlich ist sie mir schon lange eine große Last.“

„Dann hätte ich sie an Deiner Stelle nicht geheirathet.“

„Geheirathet?“ lachte Leopold. „Sie ist im Grunde so wenig meine Frau, wie Du es bist, und was das anbelangt, so kann ich sie jeden Tag an irgend einem Orte sitzen lassen, ohne daß ein Gesetz der Welt sie mir aufzwingen könnte.“

„Steht es so?“ fragte der Andere lachend. Und nun folgten Scherze und Mittheilungen, welche, leiser gesprochen, Ellena entgingen. Auch hatte sie genug vernommen. Den schönen Kopf fast in den Nacken geworfen, trat sie an das Fenster und sah eine Weile zu den Wolken auf; dann blickte sie nach ihrer Uhr, und setzte ihre Beschäftigung des Packens fort. Als sie fertig war, schloß sie den Koffer, steckte den Schlüssel zu sich, setzte den Hut auf, band den Mantel um, und nahm nun ruhig ihren Platz am Fenster wieder ein.

Die Tage nahmen schon bedeutend ab, es dämmerte, als die Frühstücksgäste aufbrachen. Sie horchte. Waren sie wirklich Alle fort? Nein. Ein Schritt nahte ihrer Thüre. Es pochte. „Ellena!“ rief Leopolds Stimme.

„Vergiß nicht, daß Du heute Abend singen mußt. Ich komme um acht Uhr Dich abzuholen."

„Sehr wohl!" erwiederte sie, froh, daß er ihr seinen Anblick erspare. Sie hörte, wie er den Uebrigen nacheilte, und sah aus dem Fenster, daß sie gemeinsam den Weg nach der Rue du Faubourg St. Honoré einschlugen.

Als sie sich genugsam entfernt, ging sie leise die Treppe hinunter und bat den Portier, daß er ihr eine Kutsche besorgen möge. — Dieser lief willig danach, und kam zehn Minuten später mit dem Bescheid, daß der Wagen unten halte, zu ihr hinauf. — Sie gab ihm zwei Franken und bat ihn, ihren Koffer hinunter zu schaffen. „Madame wollen abreisen?" fragte er verwundert. „Nur zu meiner Putzmacherin!" erwiederte sie, sich selbst hinter seinem Rücken mit allen tragbaren Kleinigkeiten belastend. „Madame Pierrot, Rue Lafitte!" rief sie dem Kutscher zu und der Wagen rollte mit ihr davon, während der Portier die Treppe hinauf stieg, um, ihrer Weisung gemäß, das Zimmer zu verschließen und den Schlüssel an sich zu nehmen.

Statt aber bei der Putzmacherin anzuhalten, stieg Ellena Nr. 16 am Victoria-Hotel ab, wo sie bei ihrer Ankunft einige Tage gewohnt hatte, und die Wirthin, eine Rheinländerin, kannte. Diese ließ sie zu sich in das Kaffeezimmer bescheiden, und bat sie hier um ein

Darlehen gegen Verpfändung ihrer Uhr und Kette oder was sie sonst begehre. Die Frau weigerte sich, solche Sicherheit anzunehmen; allein Ellena drang darauf. „Sie können in der Dunkelheit nicht allein auf die Eisenbahn fahren," sagte sie. „Ich will Ihnen Jemand von meinen Leuten mitgeben oder besser — ich geleite Sie selbst." — Ellena sah sie hierauf mit einem wunderbaren Blicke an. „Sie sind gut!" sagte sie mit einer Betonung, als ob sie zum ersten Male Güte erfahre. Sie begab sich nun auf die Nordbahn, löste ein Billet über Brüssel nach Aachen, und setzte sich in ein Damen-Coupé. Ihrer Begleiterin bat sie, Niemand, wohin sie gegangen sei, mitzutheilen.

Es war Morgen, als sie Aachen erreichte. Die Octobersonne leuchtete hell; ein leichter Frost bedeckte die Erde, die Landschaft trug das Gepräge der Winterlichkeit. Ellena nahm ihr Gepäck in Empfang und miethete einen Wagen. „In welches Hotel?" fragte der Kutscher. Sie zog ihr Taschenbuch hervor, las eine Adresse und sagte dann: „Nach Enskirchen." — Die kleine Stadt lag mehrere Meilen entfernt, die Pferde mußten auf dem Wege rasten, es wurde Nachmittag, bevor sie den Ort erreichte. In dem Wirthshause zum „schwarzen Roß" stieg sie ab und bestellte ein Zimmer. — Es war ein dürftiges kleines Gemach, das Bett nicht allzusauber. Sie, die in ihrem Leben nur den Comfort des Reichthums

gekannt hatte, sah sich mit Eckel in dieser Räumlichkeit um. Die Fenster waren von Fliegen beschmutzt, der Fußboden mit Sand bestreut. Sogar ein Spucknapf fand sich vor. — Sie lohnte den Kutscher ab, bestellte ein Mittagsessen, forderte Papier und Schreibzeug, so wie einen Boten, um sogleich einen Brief über Land zu tragen. Der Wirth sah die schöne und elegante Dame mit neugierigem Auge an. Was wollte sie hier? — War sie eine Schauspielerin, so gab es in Enskirchen kein Theater. War sie eine große Dame, welche aus Ursachen unbekannt bleiben wollte; so mußte der Zweck ihres Hierseins sich doch irgendwie offenbaren. Er brachte ihr einstweilen ein kleines schmutziges Fremdenbuch, in welchem während dieses ganzen Monats nur zwei Handelsreisende sich eingeschrieben hatten, und bat, sie möge geruhen, ihren werthen Namen einzutragen. Ellena stutzte bei dieser Zumuthung. Sie nahm die Feder, legte sie wieder aus der Hand, ergriff sie abermals, und war immer noch unschlüssig. — Der Mann beobachtete sie. „Wenn es der gnädigen Frau zu viel Mühe macht, so kann ich es eintragen; nur müssen Sie so gütig sein, mir Ihren Paß zu geben!" Ellena führte keinen Paß; — sie that daher, als habe sie seine Frage überhört, schrieb rasch entschlossen: „Signora Allene!" und schob ihm das Buch mit abgewandtem Gesichte hin.

Der Wirth war überzeugt, daß dies nicht ihr Name

sei, und entfernte sich unbefriedigt. Der Bote kam und wurde in das Zimmer der Dame gewiesen, um von ihr selbst beauftragt zu werden. Als dieser die Treppe wieder hinunter stieg, reichte der Wirth ihm zur Stärkung auf den Weg einen Labetrunk. „Es ist eine tüchtige Strecke," sagte er. „Ja wohl!" erwiederte der Andere. „Denkt Ihr heute Abend noch zurückzukehren?" — „Behüte!" lautete die Antwort. „Da müßte ich meine Füße gestohlen haben." „So weit ist es aber doch nicht?" — „So weit nicht? Dann weiß ich nicht, was Ihr weit rechnet, Herr Wirth. Dabei geht's immer auf und ab; ja, wenn Schloß Rheinfeld in der Ebene läge, so machte ich mir nichts daraus, die Nacht fortzumarschiren; aber das Bergsteigen halten die Kniee nicht aus."

Er nahm dankend Abschied. Der Wirth wußte nun, daß er nach Schloß Rheinfeld ging; allein das gab ihm keinen Schlüssel zu den Absichten der großen Dame; denn er kannte die Besitzung kaum dem Namen nach. Er nahm sich vor, sie selbst zu bedienen; vielleicht ließ sich bei der Gelegenheit ein Wörtchen erhorchen.

Seine Küche war nicht glänzend; allein seine Frau kochte einfache Speisen schmackhaft, und der Hunger ist nicht wählerisch. Ellena hatte seit dem Frühstücke gestern keinen Bissen genossen und aß mit Appetit. Das Gefühl des Unbehagens über diese Umgebung wich; sie war

überzeugt, nur die eine Nacht hier zubringen zu müssen, und während ihr Anfangs zu Muthe gewesen, als ob die Berührung mit so gemeinen Gegenständen sie besudele, und sie von diesen Stühlen, diesen Tischen sich hätte fern halten mögen, fand sie jetzt eine Art Vergnügen darin, zu denken, daß sie auf dem Wege dieses kleineren Uebels dem größeren entgangen sei. —

Sie zog den schwarz umränderten Brief hervor und las ihn noch einmal. Der Staatsanwalt hatte ihr darin mitgetheilt, daß Frau von Gasmund gestorben sei und ihr ein Legat ausgesetzt habe. Es waren die ersten Zeilen, welche sie, seit sie Berlin verlassen, von ihm erhielt. Er schrieb ihr milde, wenn auch vorwurfsvoll, von dem Kummer, welchen sie über ihre Familie, ihre Freunde gebracht, und bedauerte ihren Vater, welcher durch ihre Schuld kinderlos geworden sei. Daß er die Sache wie abgemacht ansah, machte Eindruck auf sie. Wenn er von den Rechten der Eltern, den Pflichten des Kindes gesprochen hätte, würde sie sich stolz und kalt abgewandt haben. Wo waren diese Rechte und Pflichten, als sie das Licht der Welt unter Bedingungen erblickte, die ihr nicht erlaubten ihre Mutter kennen zu dürfen! Gab es damals kein Recht und keine Pflicht, warum gab es denn jetzt, um ihre Freiheit zu beschränken, ein solches? Man hatte sie, ohne Rücksicht auf ihr Wohl, vogelfrei in die Welt gesetzt, mit

einem Makel an der Stirne, den keine Tugend abwaschen konnte, und verlangte nun von ihr, daß sie die Duldung von Personen ertrage, welche sie um deswillen mißachteten? Lächerlich war dies Verlangen, thöricht diese Moral! Stolz warf sie der Gesellschaft den Fehdehandschuh hin und sagte: Hebt ihn auf!

Ihr Auge fiel von dem schwarz umränderten Briefe auf ihr blauseidenes Kleid, das sie von gestern beibehalten hatte. Ehrte es die Todte, so konnte auch sie ein schwarzes Gewand anlegen. Sie öffnete ihren Koffer, und suchte die nöthigen Kleidungsstücke, um morgen als Trauernde zu erscheinen. Dann setzte sie sich ans Fenster, sah in den Abendhimmel und sang mit halber Stimme das Lied von Kreuzer: „O legt mich nicht ins kühle Grab!“ etc. Der Wirth dachte, als er das hörte, sie müsse dennoch eine Sängerin sein, und versammelte alle seine Abendgäste vor ihrer Thüre, ihr zuzuhören.

Zu eben der Stunde wanderte Thorilde im Schein der untergehenden Sonne auf der Terrasse, welche unter dem von ihr bewohnten Flügel lag, mit schnellen Schritten hin und her. Die Falte auf ihrer Stirne lag wie ein düsterer Schatten darauf. Ihr ganzes Wesen trug den Stempel innerer Unruhe, und einer Leidenschaftlichkeit, welche man früher nie an ihr bemerkt hatte. —

Der Abend war kühl, die scharfe Luft röthete ihre

Wangen; sie zog den Shawl fester um sich, setzte ihren Gang aber unbeirrt fort. Sie schien der körperlichen Bewegung, um der eigenen Gedanken dadurch ledig zu werden, zu bedürfen.

In ihrem Wohngemache hatte der Diener bereits die Lampe angezündet, Feld und Wald umhüllte immer tiefere Nacht, ein kalter Wind rüttelte dann und wann in den kahlen Zweigen der blattlosen Bäume; die im Sommer so schöne Gegend, der Felsen, das Thal, trugen den Charakter der Oede, der Einsamkeit, die nur das laute Bellen des großen Hofhundes unterbrach.

„Wann befehlen die gnädige Frau den Thee?“ — fragte Johann, der seit dem Tode der Frau von Gasmund seiner jungen Gebieterin mit väterlicher Zärtlichkeit anhing.

„Sobald der Baron zurückkehrt, nicht früher,“ sagte sie, ihren Schritt anhaltend. „Vielleicht kommt er schon. Caro schlug eben laut an.“ Sie horchte; allein weder rollende Räder, noch Rosseshufe ließen sich vernehmen. „So muß ich mich geirrt haben,“ fügte sie mit einem Tone, der eine unangenehme Täuschung ausdrückte, hinzu. Indem brachte ihr Lisette, die Jungfer, auf einem silbernen Teller einen Brief, der keine Postmarke trug. „Der Mann wartet auf Antwort!“ richtete sie aus. Thorilde vermuthete, es sei eine Rechnung, oder eine Einladung aus der Nachbarschaft, und stieg in ihr

Zimmer hinauf, um den Inhalt zu lesen. Tuch und Hut von sich werfend, setzte sie sich und riß, ohne die Adresse weiter anzusehen, das Couvert auf. Schon die Anrede: „Liebe Thorilde!“ ließ sie zurückfahren; denn Wenige auf dieser Erde nannte sie jetzt noch liebe Thorilde. Und nun die Handschrift! Sie wandte rasch das Blatt, die Unterschrift zu lesen, um; Ellena stand dort unterzeichnet, Ellena. Wo war sie, was hatte sie ihr mitzutheilen? Ihr Herz pochte, ihre Hand zitterte. Sie blickte im Zimmer umher, ob auch Jemand ihre Bewegung gewahre, eilte dann nach der Thüre und schloß sie ab. Jetzt war sie vor Ueberraschung sicher. Mit dieser Beruhigung hielt sie das Blatt unter die Lampe und las:

„Liebe Thorilde!

Ich bin so eben in Enskirchen angekommen und frage bei Dir an, ob Du mich aufnehmen kannst und willst. Es ist die einzige Zufluchtsstätte, welche sich auf dieser Erde — für mich bietet. Sagst Du ja; so bin ich morgen bei Dir. Doch mache ich die Bedingung, daß Du mir keine Fragen vorlegen darfst. Wir sind einander nicht Rechenschaft schuldig, sondern dem Gotte in der eigenen Brust. Du kennst mich, und hast mich nie verkannt. Du hast Dein Haus Dir gebaut, auf Stützen, die ich beklage; allein das ist Deine Sache, nicht die meinige; Jeder in seiner

Weise. Wie verschieden wir auch von einander sind, wir ließen stets einander gewähren. Laß es auch ferner so sein, meine Schwester.

Wie immer

Deine Ellena."

Thorilde hatte zu Ende gelesen und wußte kein Wort von dem Inhalte des Briefes. Sie sah nur, daß ihre Schwester sich in Enskirchen befand, und begriff nur, daß sie dahin gekommen, um sie aufzusuchen. „Was thue ich?" fragte sie sich, zitternd vor Aufregung. Sie wäre so glücklich gewesen, sie willkommen heißen zu können! Sie hätte so gern die Gespielin ihrer Kindheit, die Einzige, an die sie Gewohnheit, Familienbande knüpften, um sich gehabt. Aber Ludolf! — Sie hatte ihm nie von Ellena gesprochen. — Würde er sich nicht entsinnen, diese wie vom Himmel gefallene Schwester seiner Frau in Paris im Café chantant gesehen zu haben? Sie konnte es nicht wagen, nein, sie konnte es nicht! Und wiederum — wenn sie sie von ihrer Thüre zurückwiese, fiel damit nicht die Schuld dessen, was dann aus ihr werden würde, auf sie?

Die Zeit verging, mit jeder Minute konnte der junge Baron eintreffen, wie dann? — Sie schellte. — „Johann!" redete sie den eintretenden Diener an, und ließ dabei den Brief in ihrer Hand langsam über der

Lampe von den Flammen verzehren. „Du mußt den Boten verhindern mit unsern Leuten zu sprechen. Sorge, daß er das Schloß sogleich verlasse. Er soll eilig nach Enskirchen zurückkehren und bestellen: Die Antwort würdest Du bringen. Gieb ihm einen Thaler Trinkgeld und begleite ihn ein Stück Weges, um bei der Gelegenheit von ihm zu erfahren, wann die Schreiberin des Briefes in Enskirchen eingetroffen, und ob sie ohne Begleitung ist. Du wirst sie an seiner Beschreibung leicht erkennen; allein ihren Namen sprich nicht aus."

Johann sagte: „Ganz wohl!" und entfernte sich mit einem fragenden besorgten Blick auf seine Gebieterin. Er ahnte sogleich, von wem sie rede; denn er hatte den Kummer der Frau von Gasmund mit getragen. Wenige Minuten später traf Ludolf ein. Thorilde eilte ihm zärtlich entgegen, strich ihm das Haar aus der Stirne, küßte ihn und sagte: „Wie lange habe ich schon nach Dir ausgesehen, lieber Mann!"

„Ich glaube es!" erwiederte er in seiner schmollenden Weise. „Du hattest Furcht, daß ich in Aachen spielen würde. Gespielt habe ich auch; nur dasmal mit einem kleinen Gewinn mich begnügt. Es läßt mir jedoch keine Ruhe, bis ich das Ganze den Leuten wieder abgejagt habe."

„Glaubst Du, das werde je der Fall sein?" fragte sie sanft. „Siehst Du nicht, wie viel Einrichtung, Die-

ner, Concerte, Lesezimmer, Promenaden der Gesellschaft kosten, und wer bezahlt dies Alles, als die Verlierenden? — Verlieren müssen die Spielenden immer, was würde sonst aus der Bank? — Finde Dich also darin, Dein Scherflein beigetragen zu haben! Laß das Geschehene geschehen sein, denke nicht mehr daran; aber spiele nicht weiter; denn sonst riskirst Du, statt zu Deinem Gelde zu gelangen, daß Du Dich arm spielst."

„Mich?" rief er spottend. „Freilich mich, da Du das Deinige so schön gesichert hast!"

„Habe ich es denn gethan?" fragte sie mit zärtlichem Vorwurfe. —

„Gleichviel, ob Deine Frau Mama, ob Du; genug, Du hast mir die schönen Briefe meines Herrn Papa nicht erspart, und ich werde noch lange nicht das letzte Wort über die Sache gehört haben. — Das verstimmt mich. Ich würde daher Alles darum geben, die Summe wieder zu gewinnen, weil er dann aufhören müßte, mir von seinen Sorgen und Einschränkungen zu reden."

Als der Thee erschien, trank Ludolf, statt dessen, Grog. Er hatte sich das seit jenem Geldverluste angewöhnt, weil es ihn in eine bessere Stimmung brachte, wie er meinte, und seinen Verdruß vergessen ließ. Das war aber ein Irrthum. Das erhitzende Getränk machte ihn reizbar und zänkisch, er fand dann tausend kleine Dinge zur Veranlassung von Streit, und indem er diesen fort-

spann, entschlug er sich der Hauptsache; seine Umgebung jedoch gewann dabei nichts, im Gegentheile hatte sie diese Ableitung zu büßen, und vorzüglich war es Thorilde, welche dann ihre ganze Sanftmuth und Geduld, um den bösen Geist zu beschwichtigen, aufbieten mußte.

Oft, wenn sie zurückdachte, was aus dem jungen Manne, dem sie in Wiesbaden englischen Unterricht ertheilte, dem jeder Wink ihres Auges dort Gesetz war, geworden, so sagte sie sich mit Trauer: auch ihm habe das Geschenk ihrer Hand kein Glück gebracht.

11.

Vormund und Mündel.

Als Leopold versprochenermaßen, um Ellena abzuholen, in seine Wohnung zurückkehrte, war er nicht wenig erstaunt, von dem Portier zu hören, daß sie ausgefahren sei. Er sprang sogleich in einen Wagen und fuhr zu ihrer Putzmacherin; als man ihm hier aber berichtete, daß sie dort nicht sei; so sah er wohl ein, sie habe ihn durch ihren vorgeblichen Besuch bei dieser nur täuschen wollen, und blickte rathlos, wo er sie auffinden solle, in die dunkle Nacht hinaus.

Er zürnte seinen Gefährten, die ihn gereizt, in einer Weise mit ihr umzugehen, die sie, wie er wohl wußte, nicht vertrug. Daß sie jedoch, hülflos und unerfahren, wie sie war, sogleich zu diesem äußersten Schritte dadurch verleitet

werden können, hatte er nicht vermuthet, und sah nun mit Verdruß sich selbst wie den Betrogenen an. —

Er hatte versprochen, mit ihr im Café chantant zu erscheinen, und sollte nun ihre Abwesenheit entschuldigen. Dazu konnte er sich nicht entschließen, am wenigsten aber sich dem Spotte seiner Gefährten aussetzen, welche ihm seinen schönen Raub schon lange mißgönnten. Am besten also, daß auch er die Flucht ergriff.

Er irrte erst eine Stunde durch die belebten Straßen, seines Verdrusses Herr zu werden; dann begab er sich auf ein Telegraphen-Bureau und meldete Herrn von Gasmund, daß er, um ihm seiner Tochter wegen eine Mittheilung von Wichtigkeit zu machen, mit dem nächsten Zuge in Berlin eintreffen werde.

Dies abgethan, eilte er in seine Wohnung, stieg leise die Treppe hinauf, packte seinen Portemanteau, trug ihn eben so leise die Treppe hinunter, wartete vor der Thüre, bis ein Wagen vorüberrollte, und sprang hinein. Die Art der Abreise war die bequemste mit unbezahlten Rechnungen fertig zu werden, und schon aus dem Grunde vorzuziehen.

Als er die Eisenbahn erreichte, ertönte so eben das Zeichen zum Abgange des Zuges. Diese Minute zu spät, verzögerte seine Ankunft in Berlin um einen ganzen Tag; so traf er denn erst am Morgen des dritten Tages, ermüdet, verstimmt, überwacht, dort ein, fuhr nach seiner

Wohnung, und legte sich, ohne daß ihn Jemand bemerkte, zu Bett. Was ihn zurückführte, was seiner hier wartete, war so wenig angenehm, so wenig anregend für seine Phantasie, daß er sich, solcher Prosa des Lebens zu begegnen, durch Schlaf stärken wollte.

Es dämmerte, als er das Auge aufschlug, und sich in dem einsamen, bestaubten Gemache allein fand. Niemand hatte an seine Thüre geklopft; niemand seinen Schlummer unterbrechen wollen. Das war ein schlimmes Zeichen. Er hatte vorausgesetzt, daß Herr von Gasmund seiner Ankunft schon harren und ihn mit Fragen bestürmen würde, und er ließ nichts von sich hören? —

Im Publicum waren bis dahin, wie er wußte, nur Muthmaßungen über Ellena's Flucht und Aufenthalt laut geworden; er konnte sein Schweigen jetzt erkaufen, und beeilte sich nicht es zu thun? Er begriff den Vater in dieser Gleichgültigkeit gegen die Ehre und den Ruf seiner Tochter nicht. Er hatte sich schon auf die für diesen darin liegende Demüthigung, Beides aus seiner Hand empfangen zu sollen, gefreut, und wollte ungern nur auf diesen Triumph verzichten. —

Für ihn selbst war die ganze Sache ohne Folgen. Seine Bewunderer, seine Schüler, seine Freunde, schätzten in ihm den Künstler, welcher unbeschadet zu ihnen zurückkam, und was den Charakter des Mannes betraf,

so übersahen sie die auf diesem ruhenden Schatten um des Ersteren willen.

Er stand auf, kleidete sich an, und schlenderte die Wilhelmstraße hinauf. Was sollte er mit seinem Abende beginnen? — Agathe Müller besuchen? — Verdiente sie es denn? Er wußte wohl, daß sie gekränkt war, beleidigt nur sei, aber, daß ihre Liebe für ihn darum nur zwiefach glühe; sollte er sie also durch sein unerwartetes Erscheinen beglücken? — Ja. Nein. Schließlich wurde doch ja daraus. Ja, sie sollte dieser unbeschreiblichen Freude theilhaftig werden. Schon hörte das Ohr seiner Einbildungskraft ihren Aufschrei bei seinem Eintritte; schon sah er die Thränen ihrer überwallenden Empfindung; dann blieb er wieder, wie unschlüssig stehen.

Das Verhältniß war so gut wie abgebrochen; es hatte im Ganzen wenig Reiz mehr für ihn, wie also, wenn er es bei dem Bewenden ließe? Allein — was mit seinem Abende anfangen? Männer seiner Art bedürfen, weil sie am liebsten von Empfindungen reden, was kein Thema für männliche Männer ist, Frauenumgang. Ein weibliches Wesen, zu dem sie so nahe stehen, um vor ihr über sich reden, und was sie bewegt, gestehen zu können; ist ihnen unentbehrlich; so blieb Agathe immer ein pis aller, eine Zuflucht, so oft neue Eindrücke fehlten. Er ging also schließlich doch zu ihr.

Die Fensterladen ihrer kleinen Wohnung waren ge-

schlossen, es wurde drinnen Musik gemacht. Wahrscheinlich spielte sie eins seiner Stücke. Er lieh sein Ohr. Es hielt ihn nun nicht länger. Er schellte stark, daß es durch die Wohnung gellte. Schon an diesem Schellen mußte sie ihn erkennen. Doch nicht sie, sondern Rosine öffnete. „Ich bins!“ sagte er dieser bloß; denn die Magd mußte verstehen, was in diesem „Ich bins“ lag. Rosine aber war ein dummes Geschöpf. Sie erkannte ihn und sagte dennoch: „Sie können jetzt nicht hinein, Frau Müller giebt Stunde.“

„So will ich bei den Kindern bleiben, bis sie fertig ist,“ erwiederte er, schon unmuthig und wollte an ihr vorüber schreiten. Doch sie vertrat ihm den Weg.

„Auch dahin können Sie jetzt nicht gehen; denn Fräulein Ledebuhr sitzt bei diesen.“

„Und wie lange will sie dort sitzen? Ich sehe eben nicht ein, was sie dort zu verweilen hat?“

„Sie bleibt den ganzen Abend. Der Herr Geheimrath kommen auch und sie trinken Thee mit einander.“

„I, das ist ja recht hübsch!“ rief Leopold spöttisch und trat zurück.“ Sie trinken Thee mit einander. Sieh doch! Der würdige Mann weiß sein Leben recht niedlich zu erheitern. — Nun, so sagen Sie Ihrer Herrin, daß es mich freue, sie in so angenehmer Gesellschaft zu wissen; daß ich gratulire!“

Er zündete seine Cigarre an und ging. Allerlei

Gedanken über die Unbeständigkeit der Frauen durchkreuzten ihn. „Es ist nur Spiel der Phantasie, was sie Liebe nennen," murmelte er bei sich. „Wenn wir sie nicht heirathen, so sind wir ihres Besitzes keine Stunde versichert. Und heirathen wir sie, so ist es Eigennutz, was sie an uns kettet. Bah! Wer ein solcher Thor wäre!"

Er bog in die Jägerstraße ein, um in Schlosser's Hotel nach Herrn von Gasmund zu fragen. Der Kellner berichtete, daß der Herr Baron, nach Empfang eines Telegramms, sehr eilig abgereist sei.

Nach Empfang eines Telegramms! Wie konnte er darauf hin Berlin verlassen? Leopold meinte, es müsse dem Manne an natürlichem Verstande fehlen, um sich durch die Nachricht von seiner Ankunft veranlaßt zu fühlen, ihm entgegen zu reisen. Daß Herrn von Gasmund noch ein zweites Telegramm zugegangen sein könne, welches ihm die Ankunft seiner Tochter in Enskirchen gemeldet, darauf konnte er begreiflicher Weise nicht verfallen.

Er setzte seinen Weg nach den Linden fort und trat in die Musikalienhandlung von Meser. „Ich bitte um mein Soll und Haben!" sagte er hier. Lassen Sie mich die Rechnung morgen bis 12 Uhr in meiner Wohnung finden, damit ich weiß, wie ich stehe."

Der Commis verbeugte sich bejahend; bemerkte dann

aber noch, daß Frau Agathe Müller die ihr am Ersten übersandten 50 Thaler remittirt habe.

„Um so besser!“ sagte Leopold mit spöttischem Lächeln. „Ich kann das Geld auch jetzt gerade selbst sehr gut brauchen. Wenn man von einer Reise zurückkehrt, ist kein Ueberschuß in der Casse.“

Er nickte und entfernte sich. Sollte der Geheimrath seine Kinder versorgen wollen? fragte er sich. — Ihn der Thorheit fähig zu halten, war ganz unmöglich. Warum aber wies sie das Geld zurück? — Weil sie gekränkt war, weil sie ihn liebte? Ja, so war es.

Da indessen Alles an diesem Abende fehl ging, so schien es ihm nothwendig, den Gedanken an unangenehme Dinge durch eine Flasche Champagner zu verscheuchen, und er trat zu dem Zwecke in einen Keller, wo er Bekannte zu finden sicher war. Lustig sprangen die Korke; man tauschte leichtfertige Abenteuer aus und erst nach Mitternacht kehrte Leopold mit schwerem Kopfe und leichtem Herzen in seine Wohnung zurück.

Er war zu aufgeregt, um den Schlaf sogleich finden zu können, nahm also vor seinem Flügel Platz und setzte ein schönes Lied von Heine in Musik.

Wer diese schönen Strophen mit gehobener Empfindung sang, ahnte nicht, welcher Stimmung sie ihr Werden dankten.

Als Leopold spät am Morgen erwachte, traf ihn ein

kurzes Billet von Agathe Müller, des Inhaltes: daß sie dankbar für sein Kommen am gestrigen Abende sei; doch ihn bitte, ihres Friedens willen, ihn jetzt nicht empfangen zu dürfen.

Rauschend flogen seine Hände hierauf durch die Tasten, um die innere Wallung durch die Macht der Töne zu dämpfen. Er wollte ihr wahrlich keine Gelegenheit wieder bieten, ihn nicht empfangen zu dürfen; denn sie war schließlich doch nur eine kleine Seele, eine philisterhafte Thörin. Durch diese Ueberzeugung ihrer Mängel und seiner Vorzüge beruhigte er sich völlig. —

Herr von Gasmund erreichte, während der Künstler seine Entfernung entdeckte, das kleine Städtchen, in welchem Ellena nun schon mehrere Tage, auf eine Antwort von ihrer Schwester wartend, verweilte, und das Ausbleiben derselben durch verschiedene Gründe, ohne bei dem richtigen anzukommen, sich zu erklären suchte.

Sie besaß nur einen kleinen Geldvorrath, der, sobald der Wirth seine Rechnung einsendete, sehr bald zu Ende gehen mußte. Ihr Verweilen war daher mißlich; ihre Weiterreise aber unmöglich. Jede Andere würde in solcher Lage sich der Sorge hingegeben haben; allein ihre Unkenntniß der Welt und der Menschen verhinderte sie ernste Befürchtungen zu hegen.

Die Macht des Scheines, die oft schwerer auf dem Menschen lastet, wie ein begangenes Verbrechen, war ihr

unbekannt. Es fiel ihr nicht ein, zu denken, daß Thorilde, der Familie ihres Gatten halber, Anstoß nehmen könne, sie zu sehen; sie gab andern, zufälligen Hindernissen die Schuld.

Um indessen die langen Tage der Erwartung zu verkürzen, dichtete und componirte sie. Ihre Freude über ein wohlgelungenes Lied ließ sie dann auf Augenblicke alles Andere vergessen. Da sie kein Clavier in ihrem Zimmer hatte, versuchte sie, auf und abgehend, die Melodie.

In dieser Beschäftigung wurde sie eines Tages durch den Eintritt des Wirthes unterbrochen, der ihr, mit fragender, neugieriger Miene eine Karte entgegen hielt. Kaum hatte Ellena einen flüchtigen Blick darauf geworfen, so wurde sie hochroth vor Freude und rief: „Führen Sie den Herrn herauf! Er ist mir sehr, sehr willkommen!

In der That auch konnte ihr in dieser Minute nichts erwünschter kommen, als die Ankunft des Staatsanwalts Möser; denn er war es, dessen Karte sie in der Hand hielt.

Groß und prächtig stand sie bei seinem Eintritte in der Mitte des kleinen Zimmers, und bot ihm, mit freudigem Lächeln, die schöne Hand. Bewundernd maß er die herrliche Erscheinung. Seit er sie nicht gesehen, hatte sie in ihrem Aussehen bedeutend gewonnen; ihre Haltung war mehr aufrecht, ihre Miene sprach von Selbstbewußtsein, ihr ganzes Wesen verkündigte den Stolz der Unabhängigkeit von Menschen und Dingen. Sie hatte

viel gesehen, viel erfahren und gelernt, und dadurch in ihren Zügen mehr Ausdruck gewonnen. Alles an ihr trug jetzt das Gepräge der Bedeutendheit. —

Der Staatsanwalt setzte sich zu ihr auf das kleine harte Sopha und theilte ihr, ohne Umschweife, die Ursache seiner Ankunft mit. Sie erfuhr nun, daß Thorilde ihn herbeschieden, weil sie in unglaublichen Sorgen wegen ihrer schwebe, und doch nicht, so sehr ihr nach dem Anblicke ihrer Jugendgespielin verlange, zu ihr eilen könne. Die Ursache ihres Nichtkönnens gab er weiter nicht an, deutete nur flüchtig auf Familienvorurtheile hin. Er kannte den stolzen Sinn seines Mündels, und hielt es für besser, diesen für jetzt nicht herauszufordern. Dagegen legte er ihr die Frage vor, welche Pläne sie für ihre nächste Zukunft entworfen habe.

Sie wurde sichtlich bestürzt. Pläne für ihre Zukunft hatte sie nicht gefaßt. Sie dachte ja überhaupt nie über den Augenblick hinaus. Ihr graues Auge vor seinem ruhig fragenden Blicke senkend, sagte sie: „Ich hege nur den einen Wunsch: meine Talente ausbilden zu können."

„Zu irgend einem Zwecke — wenn ich fragen darf?" fuhr der Staatsanwalt fort.

„Nein!" erwiederte sie, wie überlegend. „Nur des Vergnügens willen, das mir aus solcher Thätigkeit entspringt. Mit meiner fortschreitenden Entwickelung steigert sich auch mein Genuß am Leben, ich vermag, was Andere

leisten, zu würdigen, zu beurtheilen, Nichts erfordert so große Pflege, wie das Verständniß für das Schöne; so viel habe ich jetzt zu begreifen angefangen."

„Um aber diesem Cultus des Schönen sich hinzugeben, muß man Mittel besitzen; Sie aber haben, indem Sie sich der Obhut Ihrer Familie entzogen, dieser das Recht, für Sie zu sorgen, genommen. Werden Sie diese Sorge nun auch selbst übernehmen können?"

„Ich?" fragte sie kopfschüttelnd. „Wollen Sie damit sagen, ob ich Geld, meine Bedürfnisse zu bestreiten, verdienen will?"

„Allerdings."

„Nein! Ich wüßte nicht, wie ich das anfangen sollte. Sie wissen, daß ich dazu nicht erzogen bin."

„Woher sollen Ihnen dann aber die Mittel zu Ihrem Unterhalte kommen?"

„Ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich daran nie gedacht habe," sagte sie kleinlaut.

„Es ist Ihnen demnach auch wohl nie eingefallen, welche Verbindlichkeiten Sie dem Manne schuldeten, der Ihre Ausgaben bestritt?"

„Mein Gott nein!" rief sie erglühend. „Wie sollte ich auch! Ich habe nie Geld besessen! Die Tante Gasmund kaufte uns, was wir brauchten. Ich bin daran gewöhnt, zu haben, was ich bedarf, und weiter nicht dafür dankbar zu sein."

„Bei der Frau, welche Mutterstelle bei Ihnen vertrat, war dieses Annehmen gerechtfertigt; allein von Fremden nimmt man nicht gern, ohne wiederzugeben. Solche Verpflichtungen werden oft drückend, besonders wenn ein junges Mädchen sie einem jungen Manne gegenüber auf sich ladet."

Ellena erblaßte. —

„Sie rollen da ein Bild vor mir auf, das mich entsetzt! — Wie unbesonnen ich war! — wie konnte ich Herrn Leopold diese Ausgaben verursachen! — Das zeigt mir, wie unerfahren und auch wie gedankenlos ich bin. Ich bitte Sie dringend, zurückzuerstatten, was ich ihm gekostet."

„Die Summe wird nicht klein sein. Das Ihnen von Frau von Gasmund ausgesetzte Legat möchte kaum zureichen; es sei denn, der Künstler finde sich geneigt, was Sie geleistet, in Abrechnung zu bringen."

„Das wünsche ich nicht," sagte Ellena, das Haupt emporrichtend. „Was ich leistete, hatte keinen Werth. Ich verstand nichts, ich wollte keine ernsten Studien machen. Ich sang nur zum Vergnügen und wo das Publicum damit zufrieden war, trällerte ich unbefangen meine Lieder. Ich bitte also, sprechen Sie davon nicht. Was ich schulde, muß getilgt sein, ganz und völlig, es komme das Geld, woher es wolle."

Der Staatsanwalt lächelte.

„So könnte man, der Schuld willen, eine neue Schuld contrahiren? Diese Oekonomie führte dann freilich nicht weit. Doch, wir werden ja sehen. Einstweilen will ich die Sache in Ihrem Auftrage ordnen, und dann mit Ihnen Abrechnung halten. Nun singen Sie mir aber, bitte, ein Lied vor. Ich möchte hören, wie Ihre Stimme sich entwickelt hat. Vielleicht könnten Sie dennoch, als dramatische Künstlerin, eine Laufbahn machen.

Sie bewegte mit stolzem Lächeln verneinend das schöne Haupt. „Das nicht! Das nie!" sagte sie. „Ich kann nur ich selbst sein; keine Andere. Ich kann keine Rolle spielen. Ich bin Ellena, und bleibe Ellena. Aber vorsingen will ich Ihnen gern. — Ich habe hier so viele Tage für mich allein gesungen, und der Sänger will gehört sein.

Sie stand auf, nahm ein Notenblatt und ließ voll und klingend ihre Stimme ertönen. Der Staatsanwalt hörte ihr bezaubert zu. Sein Auge hing an ihren Lippen. Ihre Wangen rötheten sich, ihr Auge leuchtete. Schöner und schöner erschien sie ihm.

Herr von Gasmund hörte von seinem Zimmer aus den Gesang, und wunderte sich, daß ein Geschäftsmann seine Zeit in dieser Weise verlieren konnte. Zweck und Absicht ihrer Reise war unmöglich seine Tochter Proben ihrer Gesangskunst ablegen zu lassen. Ungeduldig wanderte er auf und ab. Ellena sollte seine Anwesenheit nicht

erfahren, bis sie sich seiner väterlichen Autorität zu fügen beschlossen. Sie sollte seinen Schutz suchen, begehren, wünschen, dann wollte er ihr seine väterlichen Arme öffnen; nicht früher.

Indessen erschien auch der Diener von Schloß Rheinfeld in der Wirthsstube, um auszukundschaften, ob neue Gäste eingetroffen. Als er die Ankunft des Staatsanwaltes erfuhr, sattelte er sein Pferd, und eilte, seiner Gebieterin die ersehnte Kunde zu bringen, heim.

Wäre Ludolf in diesen letzten Tagen nur einmal auf längere Zeit vom Hause entfernt gewesen; so würde Thorilde der Versuchung, heimlich die Pflegeschwester in Enskirchen zu besuchen, nicht haben widerstehen können; so aber war ihr diesem Wunsche nachzugeben ganz unmöglich gemacht. Aug' in Auge, dachte sie, würde sich leichter aussprechen lassen, was sie auf dem Papiere zu hart klingend fand; mündlich ließ sich das „Ich kann Dich nicht empfangen" durch den Ton der Stimme, durch den Blick des Auges mildern, und ihr eigener Schmerz darüber mußte dann die Scharte in dem Herzen der Anderen auszuwetzen vermögen; allein, wie gesagt, Ludolf ging nicht.

Sie saß, während der Staatsanwalt dem Gesange Ellena's zuhörte, mit einer Stickerei beschäftigt, neben ihrem Gatten, und nahm scheinbar Antheil an dem, was er vornahm. Er hatte sich nämlich alle auf das

Spiel bezüglichen Bücher gekauft, und wollte daraus, wie man den Zufall beherrschen könne, lernen. Sogar den Aberglauben nahm er zu Hülfe, merkte auf seine Träume, deutete sie, und sah auch im Traume nur noch Karten und Zahlen.

Früher hatte er sich so wenig aus Geld gemacht, und seit jenem Verluste schien es, als ob der Erwerb desselben die Aufgabe seines Lebens sei. Er geizte mit jedem Thaler, und verlor dann wiederum an einem Tage Hunderte, ja Tausende. — Thorilde sah ihn mit immer wachsender Sorge auf dieser gefährlichen Bahn; allein auch täglich mehr überzeugte sie sich von der Unmöglichkeit, ihn seinem Verderben entreißen zu können. Jede, auch die sanfteste Mahnung, erbitterte ihn. Sie fühlte, daß er sie, wenn sie nicht schweige, hassen würde. Der Vater ihres Kindes sie hassen! — So schwieg sie denn.

Angenehm war es ihr, als ganz unerwartet der Vetter Kuno sich bei ihnen anmeldete. Sie hoffte, daß dieser Besuch ihren Gatten zerstreuen und von seiner Karten-Manie abbringen würde. Mit neuem Muthe ging sie daher an die Vorbereitungen für dessen Aufenthalt, richtete die Zimmer, welche ihre Mutter bewohnt, für ihn ein, und freuete sich, sie mit allen den kleinen Bequemlichkeiten, welche einem Manne angenehm sind, versehen zu können. Ludolf meinte, daß

sie diese Mühe nicht zu übernehmen gebrauche, und maß sie mit argwöhnischem Blicke. „Ich weiß ohnehin nicht, was der Vetter hier will. Er ist sonst niemals hergekommen. Warum also findet er sich jetzt ein? Nicht Deinetwegen, hoffe ich?“ fragte er.

„Wie sollte er?“ sagte Thorilde erröthend, und ihn heiter anlächelnd; denn es freuete sie diese Regung der Eifersucht in ihm zu gewahren. Er war seither so gleichgültig gegen sie gewesen, hatte kein Auge mehr für ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit gehabt, nicht bemerkt, wie sie aussah, was sie trug, daß sie sich oft schmerzlich fragte: ob denn sein ganzes Empfinden für sie nur ein Traum gewesen sei.

Wie, wenn des Vetters Gegenwart seine Neigung neu anfachte, wie, wenn in dem Grade, wie sie diesem liebenswürdig erschien, auch Ludolf sich wieder für sie erwärmte?

Doch, so schnell dieser Gedanke in ihr aufgestiegen, so schnell ließ sie ihn auch wieder fallen; denn wäre es ihrer wohl würdig gewesen, den Platz in dem Herzen ihres Gatten in ihrem Zustande durch ein solches Mittel zu behaupten? —

Als sie ihrem Schwiegervater den Besuch des Vetters meldete, telegraphirte dieser seine sofortige Ankunft in Schloß Rheinfeld, weil er dort für den Gast einige Anordnungen zu treffen habe. „Welche Anordnungen,“

fragte Thorilde; allein Ludolf zuckte, als Erwiederung, nur mit den Achseln.

Sie fuhr dem Baron mit Ludolf entgegen; fand ihn verstimmt und einsilbig. Das Kommen des Vetters schien gar nicht nach seinem Sinne. Sie begriff nicht, warum ein so naher Verwandter so wenig willkommen sei, wagte aber keine Frage deshalb. Der Schwiegervater war ohnehin weit kälter gegen sie, als sonst. Seit ihr Vormund sich geweigert, die Schulden Ludolf's mit ihrem Vermögen zu decken, sah er sie mit minder günstigem Auge an; denn auch er liebte es nicht, Opfer zu bringen und irgend einer Annehmlichkeit des Lebens der Thorheiten seines Sohnes willen zu entsagen. So war denn ihr Beisammensein im Ganzen wenig erfreulich und als er am dritten Tage, bevor der Vetter eintraf, das Schloß verließ, war Niemand betrübt darüber.

Thorilde konnte einer kleinen Regung der Neugierde, in Erfahrung zu bringen, was er eigentlich angeordnet, nicht widerstehen, und fragte Johann, was der Baron während seiner Anwesenheit vorgenommen? Dieser wußte nur so viel, daß er aus dem Ahnensaale ein Bild entfernt, und außerdem den größten Theil der Zeit mit dem Förster in dessen Wohnung zugebracht. —

Sie begab sich darauf unbemerkt in den Ahnensaal, und fand das vormals mit dem Rücken ihr zugewandte Bild verschwunden. Noch grübelte sie nach, welche Be-

wandlniß es mit diesem Bilde haben möge, als die Ankunft des Vetters sie in ihrem Gedankengange unterbrach.

Kuno von Rheinfeld war ein Mann von nahe an vierzig Jahren, also kein eigentlicher Gefährte für Ludolf. Er hatte die Welt gesehen, sprach von Politik und von Pferden, dazwischen von Fürsten und Jagden. Ludolf hörte ihm aus Höflichkeit zu, und begleitete ihn aus Höflichkeit auf seinen Spazierritten. Nach wenigen Tagen jedoch war er dieses Lebens schon überdrüssig und sehnte sich nach Karten. Zögernd fragte er den Vetter, ob dieser „Rouge et Noir" mit ihm spielen wolle. Kuno sah Thorilde an. Es entging ihm nicht, mit welcher Erregung sie seiner Antwort entgegen sah.

„Wenn Du so niedrig spielen willst, daß, was wir verlieren, uns keine unruhige Stunde machen kann, so habe ich nichts gegen den Zeitvertreib," sagte er dann.

Trotz ihres sehr kleinen Satzes wurde Ludolf mehr und mehr aufgeregt; seine Wangen glühten, seine Pulse jagten. „Mache mir ein Glas Punsch!" bat er Thorilden.

„Willst Du nicht lieber etwas Kühlendes genießen, theures Männchen?" fragte sie bittend.

„Ich behandle mich homöopathisch," gab er zurück, „Hitze dämpft Hitze; Spielen die Neigung zum Spiele."

Jeden folgenden Abend ließ er dem Vetter nun keine Ruhe, als bis er sich mit ihm zu „Rouge et Noir"

niedergesetzt hatte. Wie klein die Summe, welche er verlor, auch sein mochte, so schlief er nicht vor Aufregung. Eine Art Wuth, was er eingebüßt, wieder zu bekommen, raste in ihm. Gewann er aber, so war sein Wunsch fortzuspielen nicht minder groß; ja, er konnte dann, wenn sein Vetter aufbrechen wollte, förmlich grob werden. „Ich muß mein Gastrecht in Anspruch nehmen," sagte dieser dann wohl mit ernster Ruhe, oder auch: „Deine Frau ist müde." Genug, er hielt mit Festigkeit eine bestimmte Stunde inne, und ein Blick Thorildens dankte es ihm.

Es entging ihm nicht, wie viel sie bei dem Benehmen Ludolf's litt, und oftmals ruhte sein Blick mit Theilnahme auf ihr. Sie bemerkte es eines Tages und erröthete; denn sie hätte ihr Familienverhältniß gern aller Welt, und auch ihm, verbergen mögen. Sie vermied daher, sobald sie sich mit ihm allein befand — was jedoch selten der Fall war, — jede Anspielung auf Ludolf und seine traurige Leidenschaft; denn sie fürchtete, daß es nicht ohne Gefahr für sie sein könnte, ihrem Herzen diese Erleichterung dessen, was es so schwer drückte, zu gönnen. „Ich muß schweigen," sagte sie sich, „ich muß schweigen, und mein Leid ausschweigen."

Allein wie sehnte sie sich zugleich nach einem Freunde, einem Vertrauten, nach Jemand, der mit ihr fühle, mit ihr litte! Jene Tage, während welcher der Staatsanwalt und Herr von Gasmund in Enskirchen weilten, waren für

sie daher von unsäglicher Pein, und mit unendlicher Mühe rang sie sich das Beharren bei ihrem Vorsatze, Ludolf nicht von deren Dortsein zu unterrichten, ab. Immer hoffte sie noch, daß irgend ein Etwas dazwischen treten und ihr dennoch ein Wiedersehen gestatten werde; bis endlich Johann die Nachricht brachte, daß Ellena mit ihrem Vater nach Venidig gegangen; der Staatsanwalt aber nach Berlin zurückgekehrt sei.

War damit auch ihre Sorge um sie beseitigt, so war sie doch auch zugleich um die noch leise gehegte Hoffnung sie wiederzusehen betrogen; und sie beklagte sich im Stillen, ihre liebsten Wünsche der Vernunft unterordnen zu müssen. Als der Februar herannahte, sprach der Vetter Kuno zum ersten Male von seiner Abreise. Das Haupt der Familie Rheinfeld wollte im April auf dem Stammschlosse eintreffen und er schien einem Begegnen mit diesem vorbeugen zu wollen.

„Was soll ich anfangen, wenn Du gehst?“ rief Ludolf hierauf schmollend. „Thorilde spielt nicht mit mir. Wie soll ich meine Abende hinbringen?“

„Du liest mir vor,“ nahm Thorilde das Wort. „Du lernst Englisch!“

Er bewegte mit saurer Miene sein Haupt. „Das führt zu nichts,“ erwiederte er darauf. „Wenn der Vetter darauf besteht, uns verlassen zu wollen, so gehe ich mit

ihm. Ich kenne Wien nicht. Die kleine Reise wird mir über den Rest des Winters hinweghelfen."

Baron Kuno sah Thorilde hierauf an. Sie hielt das Auge in den Schooß gesenkt, in den große Perlen rollten. Ludolf wollte sie in ihrem Zustande allein hier zurücklassen, diese Lieblosigkeit traf sie ins tiefste Herz hinein. Vergeblich rang sie nach Fassung, immer voller ward ihr die Brust, und endlich laut auf schluchzend, sprang sie auf und stürzte aus dem Zimmer.

„Du mußt auf die Gesundheit Deiner Frau Rücksicht nehmen," nahm der Vetter hierauf das Wort. „Du darfst vor ihr nicht Alles sagen, was Dir durch den Sinn fährt. Gemüthsbewegungen schaden ihr. Frauen in ihrer Lage sind doppelt reizbar und empfindlich. Geh und beruhige sie!"

Ludolf erhob sich mit gerunzelter Stirne. „Sie muß sich zusammennehmen lernen," sagte er. „Eine kränkliche Frau ist mir etwas Entsetzliches! Würde sie wie meine Mutter, so liefe ich davon. Besser also ich halte ihr jetzt, wo es noch Zeit ist, die Stange."

Langsam ging er darauf in das anstoßende Gemach.

Die kleine Scene hatte ihn jedoch in seinen Reiseplänen bestärkt. Widerspruch ertrug er nicht, und schon ihre Thränen waren ein solcher. Sie sollte erfahren, daß auch diese keine Gewalt über ihn ausübten. Sie wußte

das schon; denn sie täuschte sich seit lange nicht mehr darüber, daß ihn zu lenken ihr nicht gegeben sei.

Ludolf sprach nun täglich von seiner bevorstehenden Reise. Da sein Vetter in Wien nur eine Garçon-Wohnung inne hatte, so konnte er bei diesem nicht wohnen, und der Aufenthalt in einem Gasthause war kostbar. „Du brauchst jetzt, in Deiner Trauer, wenig Geld für Deine Toilette," sagte er eines Abends zu seiner jungen Frau, „und könntest mir durch einen Vorschuß aushelfen. Wie viel hast Du vorräthig?"

„Sehr wenig," erwiederte Thorilde kleinlaut. „Die Weihnachtsgeschenke haben darin aufgeräumt. Du weißt ja, daß ich Preise an die Schulkinder vertheilt und unsere Armen neugekleidet habe."

„Das war auch eine recht unnütze Ausgabe!" sagte er verdrießlich. „Sie nehmen ihre Sachen nicht in Acht und gehen doch wieder in Lumpen. Die Folgen von solcher Verschwendung sind nun, daß Du mir in dieser kleinen Verlegenheit nicht aushelfen kannst. Ich muß immer zurückstehen. Du nennst mich wohl Dein liebes Männchen; aber das sind nur Worte. Wenn es auf Thaten ankommt, so läßt Du mich im Stiche."

„Ich konnte Deine Reise und Deine Geldverlegenheit ja nicht voraussehen, lieber Ludolf," sagte sie ernst. „Um Dir aber meinen guten Willen zu beweisen, werde ich so-

gleich an meinen Vormund schreiben und ihn um ein Darlehen bitten."

„Und er wird es Dir abschlagen, der liebe Vormund!"

„Er wird es mir nicht abschlagen, Ludolf; denn es streitet nicht gegen seine Pflicht mich zu verbinden."

„Gut denn; so versuche es!" versetzte Ludolf, drehte sich auf dem Absatze herum und verließ das Zimmer.

Thorilde setzte sich an ihren Schreibtisch. Sollte Sie dem Staatsanwalte bekennen, zu welchem Zwecke sie des Geldes bedürftig sei? — Sie konnte sich lange nicht entschließen ihm denselben zu nennen; endlich siegte jedoch ihre Wahrheitsliebe, und ihre Abneigung, den Mann zu täuschen, der ihres Vertrauens so würdig war.

Auch ohne, daß sie es ausgesprochen las ihr Vormund zwischen den Zeilen, wie schmerzlich ihr es sei, daß Ludolf sich von ihr entferne. Er sandte ihr die geforderte Summe, begleitet von wenigen, herzlichen Worten; bat sie aber zugleich, keine solche Forderung wieder an ihn ergehen zu lassen. Seufzend übergab sie ihrem Gatten die Banknoten. —

12.

Die junge Mutter.

Der Frühling schmückte wieder einmal die Erde, das junge Grün lachte um Schloß Rheinfeld; Primeln und Aurikeln schaueten mit bunten Augen unter den Blättern hervor, und die Sonne kochte neue Triebe. Thorilde saß auf der Terrasse unter einem großen Sonnenschirme, welcher sie und ein kleines Wesen auf ihren Knien beschattete. Sie hatte die Trauer abgelegt, und trug einen himmelblauen Cachemire-Ueberrock, den eine dicke Schnur lose um die Taille zusammenhielt, und ein Negligé-Häubchen mit Cerisebändern. Die kleinen Füße in braunen Maroquin-Schuhen ruhten auf einer gestickten Fußbank.

Das holdeste Mutterglück sprach aus ihren Zügen; ihr dunkelblaues Auge strahlte von den süßesten Empfindungen, wiederholt führte sie die kleinen Hände an ihre

Lippen und küßte sie mit Zärtlichkeit. Ueber ihr ganzes Wesen hatte sich ein Hauch von Liebe, Milde und unbeschreiblichem Glücke gelegt; denn was sie je gehofft, geträumt, war ihr durch die neue Empfindung in Erfüllung gegangen; sie dachte jetzt nur noch mit dem Herzen.

Aus der offen stehenden Thüre der Wohngemächer trat Ludolf; die Stirne gerunzelt. Etwas Müdes, Abgespanntes lag auf seinem Gesichte. Als er auf Thorilde zuging, streckte sie ihm die rechte Hand entgegen und zog ihn nahe zu sich hin.

„Sieh, Ludolf,“ sagte sie, „weil Du sein Vater bist, muß ich jetzt Dich lieben. Weißt Du wohl, daß Du in einem ganz neuen Verhältnisse zu mir stehst?“

Er seufzte und sandte das Auge in die Ferne, als suche seine Sehnsucht dort ein Etwas.

„Du bist also damit einverstanden, daß wir unsern kleinen Sohn Max nennen?“ sagte sie, Ludolf's Hand an ihre Wangen drückend, in süßem Geplauder. „Dein lieber Vater scheint es zu wünschen, und der Name gefällt mir auch ganz gut. Wie sonderbar wird uns zu Muthe sein, Ludolf, wenn man morgen unser Kind tauft. Unser Kind! Wir sind Beide noch so jung! — Und nun diese schwere Verantwortlichkeit, für das liebe Wesen zu sorgen, es zu erziehen, daß es brav, gut und glücklich werde! — Ich bin noch so sehr unwissend in Allem, was sich auf seine Pflege bezieht. Thue mir den Gefallen, lieber Ludolf! und kaufe mir, wenn

Du in die Stadt fährst, alle Bücher, die über die Erziehung handeln; denn ich habe mir vorgenommen, bis sich mir einige Ansichten in dem Punkte gebildet, nur das zu lesen. Welch' ein Glück ist ein solches Kind, Ludolf! Aufjauchzen möchte ich, und rufen: Gott, mein Gott, es ist zu viel der Wonne! Wenn ich es so ansehe, kommen mir die Thränen in die Augen vor lauter Vergnügen über das kleine Wesen. Und wie rasch es sich entwickelt, Ludolf! — Glaubst du wohl, daß es mich schon kennt? Wenn es nun erst lacht und weint und Vater und Mutter ruft, wie wird uns da zu Muthe werden? — Ich habe alle Menschen jetzt so lieb, ich bin Allen so gut, seit ich diesem da so von ganzem Herzen gut bin! — Ich fürchte aber, Ludolf, daß ein Vater doch nicht so für sein Kind empfinden kann, wie eine Mutter!" fuhr sie zu ihm aufsehend, und seine sorgenvolle Miene gewahrend, fort. „Das thut mir leid für Dich. Ich habe nun auf der Erde keinen Wunsch mehr unerfüllt und möchte auch Dir es gönnen, Dich so ganz befriedigt zu fühlen! Ach, Ludolf! Die Welt ist doch recht, recht schön!"

„Wenn man die Taschen voll Geld hat," erwiederte er, ihr seine Hand entziehend.

Sie blickte mit dem Ausdrucke der ängstlichsten Sorge zu ihm empor; fragend ruhte ihr Auge eine Minute lang auf seinem Gesichte; dann sagte sie:

„Du wolltest mir immer noch von Wien erzählen, Ludolf. Bis jetzt habe ich von Deiner Reise eigentlich

weiter nichts erfahren, als daß Du die Preise dort über alle Begriffe hoch gefunden und Dein Vetter in dem Gasthofe für Dich hat gutsagen müssen. Indessen kann doch die Summe so groß nicht sein, um Dich so dauernd zu verstimmen. Gerade jetzt möchte ich Dich so gern heiter sehen! Lieber, lieber Mann, giebt es kein Mittel, wirklich keines, um deine Stirne zu glätten? — Soll ich nicht bei meinem Vormunde noch einen Versuch machen, Geld zu erhalten? Wenn Du mir die Rechnung geben wolltest, würde ich sie ihm einsenden, und ihn bitten, um einer solchen Kleinigkeit willen mir die Freude an der Gegenwart nicht zu verkümmern. Laß es mich wagen!"

„Du weißt ja gar nicht, wie viel es ist," erwiederte Ludolf mit verfinsterter Miene.

„Ich bin doch auch schon in Gasthöfen gewesen, und habe einen Begriff, was ein Zimmer und ein Mittagsessen kostet," sagte sie sanft. „In vierzehn Tagen wird die Summe so groß nicht geworden sein, daß Leute in unsern Verhältnissen sich darum einen Tag lang unglücklich fühlen sollten."

„Das ist leicht gesagt!" rief Ludolf, ohne sie anzusehen. — „Ich versichere Dich, daß jeder Versuch bei Deinem Vormunde ein vergeblicher sein würde."

„Woher weißt Du das so bestimmt?" fragte sie verwundert und halb erstaunt.

„Weil — Dein Vormund in Wien war, weil ich den Versuch gemacht habe," fuhr Ludolf heraus.

„In Wien?" schrie Thorilde auf, und in ihrer Bestürzung wäre das Kind beinahe von ihren Knieen geglitten. Sie ergriff eine auf dem Tische stehende Schelle und bewegte sie heftig; eine Dienerin erschien, und sie legte das Kind in deren Arme; dann wandte sie sich erregt gegen Ludolf zurück, faßte seine Hand und sagte mit fast athemloser Hast: „Wie kam mein Vormund nach Wien? — Wie kamst Du zu ihm?"

„Da hast Du es nun," gab dieser zurück. „Ich wollte Dir nichts davon sagen; ich hatte versprochen, so lange Dir die Gemüthsbewegung schaden könnte, zu schweigen; aber Du willst es ja! Du hast an mir gezerrt, bis es herauskam. Ich wasche meine Hände in Unschuld, wenn Du nun dadurch leidest."

„Ich bitte Dich, Ludolf, rede!" fiel ihm Thorilde in das Wort. „Weshalb kam mein Vormund nach Wien? Deinetwegen? Sage: Deinetwegen? Und wer veranlaßte ihn zu kommen?" Sie sprach mit großer Heftigkeit und zitterte.

„Ich sage Dir kein Wort mehr! Von mir erfährst Du nichts. Du bist ja jetzt schon außer Dir, wie würdest Du es ertragen, wenn Du das Ganze hörtest?"

„Was ist es denn, was ist es?" rief die junge Frau, und legte beide Hände auf die Schultern des Gatten, ihm voll in das Auge zu schauen. „Ich fordere von Dir Wahrheit, Ludolf, Du bist sie mir schuldig. Was hat

Dich seither so schwer gedrückt, um Dir sogar die Freude an Deinem süßen Kinde zu verkümmern. Ich verlange, als seine Mutter, es zu wissen!"

Sie sprach mit einer Bestimmtheit, die Ludolf nie an ihr gesehen; verlegen wich er ihrem Blicke aus und erwiederte: „Du hörst ja, daß ich zu schweigen versprochen habe."

„So telegraphire ich augenblicklich an meinen Vormund nach Berlin!" rief sie, und wandte entschlossen den Schritt.

„Du wirst von dorther nichts erfahren. Alles was Du erreichst, ist, mich getadelt zu sehen. Wahrscheinlich aber ist Dir auch damit schon gedient."

„Ludolf!" sagte sie, stehen bleibend, und ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke messend; „ich habe auf den Vorwurf keine Antwort zu geben. Wohl aber kann ich Dir sagen, daß das Nichtwissen mich mehr ängstigt, als die schlimmste Nachricht.

„Versprichst Du mir Niemand zu sagen, daß ich es Dir mitgetheilt?" fragte er.

„Hier meine Hand!" rief sie betheuernd.

„Gut denn!" begann er überlegend. „Vetter Kuno veranlaßte den Statsanwalt nach Wien zu kommen."

„Der?" fragte sie verwundernd, „und zu welchem Zwecke?"

„Das weiß ich nicht, denn sie zogen mich nicht in ihre Berathung.“

„Aber Du sahst meinen Vormund?“

„Ja,“ erwiederte Ludolf verlegen; „einmal — wegen jener Rechnung.“

„Und er äußerte gegen Dich nichts wegen des Zweckes seiner Reise?“

„Er sagte, daß er nach Venedig zu Deinem Onkel Gasmund gehen und mit diesem zurückkehren würde.“

„Mit diesem? Dein Vetter hätte ihn also nur meines Onkels wegen kommen lassen?“ —

Ihr Auge ruhte, während sie der Sache nachdachte, fragend auf ihm. Ludolf, ihrem Blicke ausweichend, erwiederte: „So scheint es!“

„Aber warum sollte man mir ein Geheimniß daraus machen?“ fuhr sie plötzlich auf. „Warum sollte eine Sache, die mich persönlich nicht betrifft, in einem Grade mich berühren, um sie mir so ängstlich verbergen zu wollen?“

„Bedenke Deinen Zustand!“ fiel er ein.

„Wenn auch!“ unterbrach sie ihn. „Nein, das kann es nicht sein. Mich, mich selbst geht es an, eine fürchterliche Angst legte sich auf meine Brust; Ludolf, gieb mir Wahrheit oder Du machst mich toll!“

„Um des Himmels Willen, Thorilde, beruhige Dich!“ sagte dieser, und streichelte sie wie man ein unartiges Kind

zu besänftigen sucht. „Denke einmal nach! Was kannst du zu fürchten haben?"

„Das weiß ich nicht," sagte sie mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme; „aber mein fliegender Puls, die verdoppelten Schläge meines Herzens sagen mir, daß eine Gefahr mir drohe."

„Thorheit! Du fühlst Dich noch angegriffen! Ich will Dir ein Brausepulver zurecht machen. Und dann wollen wir nicht weiter davon reden."

Er eilte in das Haus und holte den schäumenden Trank; sie leerte das Glas in einem Zuge, dann legte sie die kleine Hand eine Minute lang über die Stirne, und plötzlich beide Arme sinken lassend und sich hoch vor ihm aufrichtend; rief sie: „Und nun verlange ich dennoch es zu wissen."

„Du bist thöricht!" sagte Ludolf ungeduldig, und eilte von ihr weg. Von den grausamsten Zweifeln geplagt stieg sie in ihr Zimmer hinauf und kleidete sich an. Sollte sie an den Staatsanwalt sich wenden, an den Geheimrath Ledebuhr schreiben? — In beiden Fällen aber traf ihren Gatten der Vorwurf, was er hätte verschweigen sollen, verrathen zu haben.

Ihre Schwiegermutter lebte, seit ihrer Rückkehr ganz in ihren Gemächern, weil, wie sie sagte, ihr Zustand diese Abgeschiedenheit fordere. Thorilde brachte ihr täglich den Enkel auf eine halbe Stunde hinüber, und genoß der Be-

friedigung, sie durch den Anblick des Kindes erfreut und erheitert zu sehen. Sie küßte sie, als sie heute zu ihr kam, auf die Stirne und sagte: „Armes, junges Weib! Nur Muth! Du wirst dennoch siegen. Laß Dich durch die Wolke über Deinem Haupte nicht schrecken.“

„Welche Wolke?“ fragte Thorilde, und sah sie fragend mit ihren schönen Augen an.“ Sie wissen also darum?“

„Ich weiß Alles!“ flüsterte die Baronin.

„Von wem, Mutter? Von wem?“ rief Thorilde.

„Von meinen Geistern!“ flüsterte diese. Indem nahte Madame Latour; auch hatte die Antwort Thorildens Vertrauen in das Wissen ihrer Schwiegermutter bereits erschüttert.

Die Taufe des Erben von Rheinfeld wurde prächtig begangen, die Leute im Dorfe tanzten bis Mitternacht, und Raketen stiegen zum Himmel auf. Thorilde hatte sich so viele Freude von diesem Tage versprochen, und statt dessen kostete er ihr nun die Anstrengung, ihre innere Sorge äußerlich zu beherrschen; allein die zusammengezogene Braue zeugte davon. So oft sie Ludolf allein sah, kam sie auf Wien zurück. Ihren Fragen zu entgehen, wich er ihr, wo er konnte, aus.

Auch ihr Schwiegervater trug lange schon eine nachdenkliche Miene. „Was habt Ihr?“ fragte sie oft kopfschüttelnd , wenn die Verstimmung der Anderen ihrem stillen Glücke so schroff entgegen trat. Eines Tages hörte sie

sogar den Baron, indem er der Wärterin den kleinen Max zurückgab, mit einem Seufzer sagen: „Armes Kind!“ Die junge Mutter erglühte. Warum arm? fragte sie sich und fuhr wie eine gereizte Löwin empor. Was fehlte ihrem Kinde? So viel sie wußte, gar nichts. Es war gesund und schön; es war in Verhältnissen geboren, welche ihm große Vortheile sicherten, wie konnte man also ihren Sohn ein armes Kind nennen? — Warum dieser bedauernde Ausruf? Sie grübelte vergeblich nach dem Grunde. Sie nahm den Kleinen auf ihren Schooß, besichtigte alle seine Glieder, prüfte seine Sinne, und überzeugte sich, daß ihm nichts fehle. Sie überdachte seine Lage. Wie sehr sein Vater auch in seinen Finanzen durch sein Spiel zerrüttet sein mochte so blieb ihm doch das Vermögen seiner Mutter, und mit einer Art stolzen Freude flüsterte sie ihm in das Ohr: „Sei ruhig, mein Engel? Es soll Dir nichts abgehen!“ Und dankbar gedachte sie zugleich ihres Vormundes, der sie verhindert wegzugeben, was sie nun wie ihres Sohnes Einkommen ansah.

Allein den Schluß dieser süßen Unterhaltung mit dem Erstgeborenen bildeten wieder die Worte des Großvaters, der ihn ein armes Kind genannt, und damit kehrte ihre innere Unruhe, die Bedeutung dieser Worte zu kennen, zurück. —

Sie bemerkte, daß jetzt häufig Briefe von Berlin ankamen, und eines Tages fiel ihr ein Couvert in die Hände,

auf dem sie die Handschrift ihres Vormundes erkannte. Worüber correspondirte man mit diesem? — Ihr kam dessen Reise nach Wien wieder in den Sinn, und sie fürchtete, daß Alles in einem Zusammenhange stehen möge, aber auch in einem Zusammenhange mit dem Ausrufe ihres Schwiegervaters, dessen „Armes Kind!" wie ein Dolch in ihrer Brust ruhete? — Wäre es möglich gewesen, so hätte sie den Kleinen seitdem nur noch zärtlicher geliebt.

Der Baron und sein Sohn, hieß es plötzlich, würden nach Berlin reisen. Man sprach von Geschäften, die diesen Ausflug heischten; aber man gab diesen keinen Namen. Der Schwiegervater bemerkte nur, daß Thorilde sich bereit halten möge, im Fall sie längere Zeit dort verweilen müßten, ihnen nachzufolgen. Ludolf freuete sich auf die Reise, und packte seine Spiel-Literatur ein. Sie sah ihm mit Bangen zu. Es war nicht mehr der Gatte, es war der Vater ihres Kindes, den sie vor sich selbst hätte schützen mögen; sie führte ihn an des Kleinen Wiege, schlang beide Arme um seinen Hals und sagte: „Ludolf! — Du willst wieder spielen! — Um Deines Kindes willen, Ludolf, thue es nicht!!" Er runzelte die Stirne. „Gerade um meines Kindes willen muß ich spielen," sagte er verstimmt; „es ist das einzige Mittel, um aus den Schulden zu kommen."

Sie war nun allein im Schlosse; die Schwiegermutter in einem Flügel, sie in dem anderen; schweren Herzens sah sie zu den alten Mauern mit so bangem Gefühle, als

ob sie auf sie herabzustürzen drohten, hinauf. Es war das schönste Sommerwetter, die Ernte stand hoch. Sie hatte das Schloß in Monden nicht verlaßen, ihre Gesundheit und dann ihr Kind hielten sie auf der Höhe fest. Sie beschloß mit dem kleinen Max auszufahren; ihr mütterlicher Stolz wollte die Befriedigung genießen, das Kind bewundert zu sehen. Als sie in das Dorf hinunterkam, fiel es ihr schwer auf die Seele, wie wenig sie von dem, was sie Anfangs erstrebt, ausgeführt hatte. Sie seufzte. Die eigenen Sorgen, das eigene Kind, und jetzt seit lange die leere Casse, hatte sie abgehalten, mit den beabsichtigten Verbesserungen fortzufahren. Wollen und Vollbringen, rief sie kleinmüthig sich zu. —

Sie sah den alten Thorhüter heute nicht. Der Platz, wo er an der Pforte, die Mütze in der Hand, die Herrschaft zu begrüßen sonst stand, war leer. Sie hielt daher bei ihrer Rückkehr an und fragte nach ihm; denn seine große Freude über den kleinen Junker Max that ihr stets wohl. Heute sollte er den Junker von Rheinfeld in einem neuen Kleid und schönem Federhut erblicken, eine überaus reizende Erscheinung, wie seine Mutter meinte.

Der alte Mann lag zu Bett. Thorilde stieg aus, sandte die Wärterin mit dem Kinde nach Hause und trat in die kleine Behausung. Alterschwäche, nicht Krankheit, hatte ihn auf das Lager geworfen. Sie ließ eine Flasche alten Madeira kommen, die ausgehende Lebensfackel

anzufachen, gab ihm ein Glas davon, und setzte sich dann an sein Lager. Er lächelte sie dankbar an. „Es ist vielleicht das letzte Mal, daß meine alten Augen Ihre Gnaden erblicken," sagte er, die Hände faltend, „und da Sie immer so gütig gegen mich gewesen sind, so will ich, vor meinem Scheiden, Ihnen noch eine Mittheilung machen, die Ihnen von Nutzen sein kann. Baron Kuno führt nichts Gutes gegen Sie im Schilde. Er hat hier umherspionirt, und mich auszufragen gesucht; allein ich glaube nicht, daß er das Nöthige in Erfahrung gebracht hat. Doch wird er nicht ruhen, um das Erbe von Rheinfeld an sich zu bringen. Sollte es eines Tages so weit kommen, daß die Frau Baronin oder Junker Max in ihren Rechten gekränkt würden; so öffnen Sie das Päckchen, welches Sie hier unter meinem Kopfkissen finden, und die darin enthaltenen Documente werden ihn zum Schweigen bringen. Sie müssen aber in meine Hand geloben, nur im Fall der Noth davon Kenntniß nehmen zu wollen. Was man einem Sterbenden verspricht, hält man heilig."

Sie legte die kleine weiße Hand vertrauungsvoll in die abgemagerte des Greises, und empfing sein Vermächtniß.

„Jetzt sterbe ich ruhig," sagte er. „Es würde meine letzte Stunde verbittert haben, hätte ich für Ihre Zukunft besorgt sein müssen."

Sie redete ihm tröstend zu, bat ihn sich recht zu pflegen, sein Mittagessen aus ihrer Küche holen zu lassen, und schied von seinem „Gott segne Sie!" begleitet, mit der wehmüthigen Empfindung, daß dies treue Herz nicht mehr lange schlagen werde.

Bei ihrem Erwachen des nächsten Morgens erfuhr sie, daß Traugott um Mitternacht sanft entschlummert sei. Zu ihrem Erstaunen vernahm sie, daß ihre Schwiegermutter sich in die Wohnung des Todten begeben und seine Sachen selbst unter Verschluß genommen habe. Ihr Päckchen fiel ihr ein. Ob sie nach diesem gesucht hatte?

Von dem Baron und Ludolf liefen Briefe ein, die aber nur die kurze Meldung ihrer Ankunft in Berlin enthielten. Gespannt sah Thorilde nun dem nächsten Schreiben entgegen. Sie konnte sich ihre Unruhe selbst nicht erklären; allein ein Vorgefühl sagte ihr, daß irgend eine sie emfindliche treffende Nachricht kommen würde. Bisweilen dachte sie an Ellena dabei. Allein bei ruhiger Erwägung konnte, was diese verschuldet, doch nie ihr Kind treffen? —

Die nächste Post brachte auch wirklich einen Brief; aber er war an die Baronin gerichtet, und weder von ihrem Gatten, noch von ihrem Schwiegervater eine Zeile für sie beigefügt. Nur Grüße sandte man ihr und die Nachricht; daß ihr Vormund auf dem Wege nach Rheinfeld sei.

Obwohl sie nun dieser Besuch mit gerechtem Staunen erfüllte, so erfreute er sie doch zugleich über alle Maßen. Was man brieflich nicht auszusprechen wagt, läßt sich mündlich durch hingeworfene Aeußerungen mittheilen; Frage und Antwort führen, ohne bestimmte Forderung, zum Ziele. Ihr ward das Herz schon leicht in der Hoffnung, alles Dunkel aufgehellt zu sehen. Er kam zu Mittag an, und die Baronin hielt es für schicklich ihn zu empfangen und beim Mahle gegenwärtig zu sein. Dieser Aufschub setzte Thorilde in große Aufregung; mehr aber noch der ernste theilnehmende Blick, mit welchem das Auge des Staatsanwaltes auf ihr ruhte. Man sprach von gleichgültigen Dingen. Nie war es Thorilden so schwer geworden eine Unterhaltung zu führen. Endlich wurde der Kaffee gereicht.

„Jetzt müssen Sie mit mir kommen und mein Kind sehen!" rief sie, und schritt ihm voran der Thüre zu.

„Liebe Tochter!" wandte die Baronin ein, „ich möchte Sie gern demnächst in mein Zimmer bescheiden. Ich habe mit Ihnen zu reden." —

Wieder bemerkte Thorilde den unruhig theilnehmenden Blick des Vormunds, dem jetzt sogar ein Ausdruck des Mitleides beiwohnte.

„Wir werden gleich zu Befehl stehen, Frau Baronin!" sagte er, sich erhebend. „Gönnen Sie mir nur die

kurze Minute, um die Bekanntschaft von dem Söhnchen meines Mündel zu machen."

Thorilde ergriff rasch seinen Arm und zog ihn fort. „Um Gotteswillen," flüsterte sie auf dem Wege. „Was meinen diese halben Worte! Was will man von mir? — Warum ist mein Schwiegervater in Berlin? Warum sind Sie hier?"

„Sie sollen das sogleich erfahren; aber vorerst zeigen Sie mir den kleinen Max," sagte dieser mit gezwungenem Lächeln.

Sie nahm das Kind der Wärterin ab und trug es ihm entgegen. „Wie stolz würde ich heute sein, Ihnen meinen Sohn zu zeigen, wenn ich nicht zittern müßte für ein diesem theuren Haupte drohendes Etwas," sagte sie. „Ich fühle jetzt, daß ich Alles verlieren, Alles opfern kann; nur darf diesem hier kein Haar gekrümmt werden. Was hat mein armes Kind gethan, daß man sein Glück bedroht?"

„Niemand thut das; nur dürfen Sie sein Wohl nicht von äußeren Umständen abhängig machen, und da dies, wie Sie so eben sagen, nicht der Fall ist, Sie Alles hingeben, Alles opfern können, so lange sein theures Leben Ihnen bleibt; so ist auch die Gefahr für Sie so gut wie vorüber."

„Welche Gefahr?" fragte Thorilde und weit öffneten sich ihre Augen." Was soll ich hingeben? Was opfern?"

„Den nur scheinbaren Vortheil des Besitzes der verschuldeten Güter der Barone von Rheinfeld. Um so besser für ihn, wenn er diese nicht hat; denn sie sind, wie sie sind, eine bloße Last.“

„Die sollte mein Sohn nicht besitzen? Und warum nicht besitzen?“ und vor Erregung füllten sich die blauen Augen mit großen Thränen.

„Weil die Statuten des Fideicommiß gewisse Bedingungen an die Geburt der Mutter knüpfen, welche hier nicht ganz dem Buchstaben gemäß erfüllt sind; und, wenn sie es sind, doch von dem Agnaten bestritten werden können.“

„Ach ich verstehe!“ rief sie, als gehe ihr ein Licht auf, „Baron Kuno tritt gegen meine Geburt auf. Wer war meine Mutter, Herr Staatsanwalt?“ fragte sie fast strenge.

„Darum handelt es sich nicht, sondern ob Sie geboren waren, als sich ihre Eltern vermählten, oder vor dem Gesetze als Mantelkind bezeichnet werden können.“

„Und dies ist der Fall?“ fragte sie athemlos.

Der Staatsanwalt antwortete nicht.

„Ich weiß genug,“ murmelte sie und legte das erbleichende Gesicht an die Brust ihres kleinen Lieblings. Mein Kind! Deine Mutter ist vor dem Gesetze ein Mantelkind!“ und ohnmächtig hielt der Vormund sie in seinen Armen.

Als Thorilde wieder zu sich kam, fand sie sich auf eine Chaise longue gebettet, ihr Kind aus dem Zimmer entfernt, und die Thüren verschlossen. Der Vormund saß neben ihr und hielt ihre kleine Hand in der seinigen. „Seien Sie gefaßt," nahm er sogleich das Wort. Lassen Sie sich in Ihren Empfindungen nicht gehen. Es gilt eine ernste Entscheidung. Es gilt Ihre Zukunft, es gilt die Ihres Kindes! Mit dem Sturme der Leidenschaften verdirbt man viel und erreicht wenig. Auch wollen wir recht leise sprechen, damit die Wände unsere Worte nicht weiter tragen."

„Theurer, lieber Mann!" sagte Thorilde und zog seine Hand an ihre Lippen. „Wie wohl thut es mir, in ihr liebes Gesicht zu schauen! Ich habe mich in meiner neuen Familie recht verlassen gefühlt." Ihre Thränen perlten; er sah, daß ihr diese eine wohlthätige Erleichterung gewährten und störte sie nicht. Als sie ihre Augen getrocknet, begann er langsam: — „Ich habe Ihrer Frau Schwiegermutter hinübersagen lassen, daß Sie später bei ihr erscheinen würden. Mir ist es lieb, daß ich Sie erst noch allein sehen kann. Die Ueberraschung hätte Sie vielleicht zu Aeußerungen hingerissen, die Sie nachher bereut haben würden. Lassen Sie uns also gemeinsam recht sorgfältig die Sache erwägen, und dann einen Beschluß fassen."

„Was giebt es hier zu beschließen?" fragte Tho-

rilde sich zusammennehmend. „Der auf der Geburt meines Kindes ruhende Makel läßt sich nicht hinwegräumen.“

„Wir müssen versuchen, den Agnaten abzuhalten, diesen Umstand zu rügen,“ fiel er ein.

„Wie vermögen wir das? —“

„Was ihn dazu treibt, ist das eigene Interesse. Baron Kuno will nicht allein als nächster Erbe Protest gegen Ihren Sohn einlegen,“ fuhr er fort, „sondern auch den Baron Rheinfeld als Verschwender und seinen Sohn als Spieler unter Curatel stellen lassen. Durch diesen Schritt werden Ihr Gatte und Schwiegervater aus ihrem Besitzthume vertrieben, die Regierung setzt eine Administration ein, welche die Verwaltung übernimmt, die Schulden abträgt, und ihnen eine lebenslängliche Pension auszahlt. Sie können nun ermessen, welchen Eindruck dies Vorhaben auf die Familie gemacht hat, welche durch einen solchen Schritt vor der Welt beschimpft und in gewisser Weise arm würde.“

„Entsetzlich!“ rief Thorilde. „Und was habe ich Baron Kuno gethan, mich zum Vorwande zu wählen, um so Grausames über diese armen Leute zu verhängen?“

„Sie haben ihm nichts gethan, als daß Sie ihm durch den kleinen Umstand Ihrer Geburt sein Recht als Erbe zurückgaben, und er dies zu wahren sucht —

Man kann ihm dies eigentlich nicht verdenken. Jeder an seiner Stelle, würde schließlich hier den Buchstaben des Gesetzes walten lassen."

„Da er aber älter ist, als Ludolf, so wird er aller Wahrscheinlichkeit nach nie zu seinem Erbe gelangen."

„Aber seine Kinder werden es. Er heirathet, auf die Aussicht hin, eine Frau mit Vermögen, und nimmt eine neue Stellung ein. Sie sehen also, wie viel ihm daran liegen mußte, die Rechte Ihres Sohnes zu beseitigen."

„Ich sehe es. O mein Gott! Ich sehe mit Schrecken, daß durch mich Gatte und Vater unglücklich geworden sind. Wie werden sie es ertragen, sich diesem Schicksale beugen zu sollen?"

„Sie fühlen sich dazu nicht stark genug, und haben mich beauftragt, Ihnen einen Vorschlag zu machen, der die einzige Aussicht, den Schlag abzuwenden, bietet. Ohnehin könnte es für Sie fernerhin nur peinlich sein, in einem Kreise sich zu befinden, dessen Verstimmung mehr oder weniger Sie als die obwohl unschuldige Ursache dieses Unglückes ansehen würde. Man fragt also an: ob Sie nicht aus eigenem guten Willen eine Trennung vorschlagen möchten."

Thorilde erglühte. „Aber die Gründe?" rief sie. „Die Gründe! Nicht daß ich persönlich ein Opfer scheue, um der Familie ihr Besitzthum zu erhalten; aber mein

Kind! Bevor diesem in seinem weltlichen Vortheil Schaden erwüchse, klammere ich mich an diese alten Mauern, und lasse nicht eher davon, bis man mich in einzelnen Stücken abreißt."

Der Staatsanwalt nahm besänftigend ihre Hand. „Ihr väterlicher Freund spricht zu Ihnen, vergessen Sie das nicht," sagte er. „Was ich meiner eigenen Tochter in einem solchen Falle anrathen würde, das nur rathe ich Ihnen."

„Und das ist?" fragte sie erregt.

„In die Trennung jedenfalls zu willigen. Hören Sie mich ohne Unterbrechung an. — Wenn Sie Ludolf frei geben, so kann er eine andere Ehe schließen; geschieht dies, so verliert Baron Kuno seine Ansprüche auf die Erbschaft und nimmt vielleicht auch seine Eingabe, eine Administration der Güter betreffend, zurück. Wir aber machen dann ein Compromiß mit ihm. Kann er nicht Erbe sein, so ist es ihm wahrscheinlich ganz gleichgültig, ob Ihr Sohn oder der Sohn einer anderen Mutter die Güter erhält, und wir suchen sein Schweigen zu erkaufen. Die Welt mag denken, daß Sie, der zerrütteten Geldverhältnisse wegen die Scheidung nachgesucht haben, und der Grund ist in der That, um ihn anzunehmen, wichtig genug. Baron Ludolf wird immer stärker spielen, immer mehr die Schuldenlast seiner Güter steigern, und Sie, als Gattin, könnten endlich nicht umhin,

ihm mit Ihrem Vermögen auszuhelfen. Um Ihres Sohnes willen müssen Sie dem vorbeugen, um Ihres Sohnes willen ihn dem Auge des Vaters entziehen, damit er nicht Zeuge von dessen noblen Passionen werde und ihm nacheifere. Wer weiß, ob sie dann in seinem Interesse nicht selbst eines Tages auf eine Administration der Güter antragen, die er, so verschuldet, nie übernehmen könnte. — Doch dieser Moment liegt noch weit hinaus. Genug also für jetzt, daß Ihr Interesse mit dem der Familie Rheinfeld hier zusammenfällt, d. h. daß diese Trennung für beide Theile gleich wünschenswerth ist."

„Und Ludolf ist damit einverstanden?" fragte Thorilde bitter.

Der Vormund zuckte die Achseln. „Kann er vor irgend einem Schritte zaudern, wenn es aus Schloß Rheinfeld verjagt zu werden gilt?" gab er zurück. —

„Wenn aber Baron Kuno die Rechte meines Sohnes zu ehren nicht gewilligt sein sollte? Oder auch ein zu großes Opfer verlangte?"

„So wird dies die Familie Rheinfeld bringen. Der Dienst, welchen Sie ihr erweisen, ist groß genug, um einen Gegendienst zu verlangen."

„So sei es!" rief Thorilde entschlossen. „Und schlägt Alles fehl, so bleibt mir noch das Vermächtniß des alten Thorwart." Sie ergriff ihres Vormundes Arm

und schritt fest an seiner Seite über den Schloßhof. Madame Latour stand am Fenster und sah sie kommen. — Die Baronin kam auf ihren Ruf der Schwiegertochter bis in das Vorzimmer entgegen und wollte sie umarmen; allein diese wich ihrem Kusse aus, verneigte sich stolz vor ihr und sagte: „Frau Baronin! Ich komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen."

„So ist es recht!" flüsterte diese. „So, gerade so sah ich Sie im Traume. Es kommt Alles, wie es kommen mußte."

Der Abschied währte nicht lange. Thorilden brannte der Boden unter den Füßen. Sie kehrte in ihre Gemächer zurück, und packte. Johann, ihre Jungfer, die Wärterin und das Kind sollten sie begleiten; mit dem ersten Zuge des folgenden Morgens brachen sie nach Berlin auf. „Ich muß die Sache entschieden sehen," wiederholte sie dem Vormunde. „Bevor Baron Kuno die Rechte meines Sohnes zu ehren gelobt, habe ich keine ruhige Stunde." Wieder war die Falte auf ihrer Stirne sichtbar und selbst während sie ihr Kind herzte, verschwand sie nicht mehr.

13.

Tod und Hochzeit.

Baron Rheinfeld war bei seiner Ankunft in Berlin mit seinem Sohne im „Hotel Brandenburg" abgestiegen. Da er jeder Unannehmlichkeit und jeder Aufregung feind war, so sah er ungeduldig dem Eintritte des Staatsanwaltes entgegen, um eine Angelegenheit zu beseitigen, welche ihn in dem ruhigen Hinleben seiner Tage, an der Seite einer Gattin, die zu behüten sein einziges Geschäft war, störte. Vater und Sohn sprachen wenig, denn Jeder grollte dem Andern. Ludolf betrachtete sich in dem Lichte eines unschuldigen Opfers der Nachlässigkeit seiner Eltern; denn warum hatte man ihm gestattet, sich eine Frau zu wählen, deren Vermögen ihm vorenthalten blieb und die außerdem jetzt seinem Vetter das Schwert gegen ihn in die Hand gab? — Sein Vater aber behauptete,

daß nur seine Spielschulden einen gerechten Grund, die Güter administriren zu lassen, böten; diese unerquicklichen Vorwürfe ausgesprochen, schwiegen Beide, und überließen sich ihren eigenen Gedanken über die Sache.

Als der Staatsanwalt sich melden ließ, fand er den Vater allein. Es war Abend, und Ludolf stahl sich dann häufig fort. Erwartungsvoll horchte der Baron auf die Antwort seiner Schwiegertochter. Diese konnte kaum anders lauten, wie sie lautete; wenn dem Unglücke durch sie vorgebeugt werden sollte, wie durfte sie sich weigern?

„Sollte aber Baron Kuno dennoch auf eine Administration der Güter dringen?“ fragte Möser.

„Suchen Sie das zu verhindern, und gelingt es, so stehen 5000 Thaler bei meinem Banquier zu Ihrer Verfügung,“ erwiederte der Baron.

Der Staatsanwalt verneigte sich kalt.

„Sie vergessen, Herr Baron, daß ich im Interesse meiner Mündel zu handeln habe und daß es noch sehr in Frage steht, in wie weit dieses mit den Absichten Ihres Herrn Vetters zusammenläuft,“ sagte er, sich erhebend.

„Meine Schwiegertochter hat, nach der Scheidung, nur den Namen mit uns gemein, den wir ihr leider! nicht entziehen können,“ sagte der Baron kalt.

„Sie hat diese Ehre theuer erkauft und muß sie

daher zu verwerthen suchen," versetzte der Vormund mit leisem Spotte. „Sobald ich mit Ihrem Herrn Vetter Rücksprache genommen, werde ich das Weitere mit Ihnen zu verabreden die Ehre haben." Er empfahl sich.

Baron Kuno wohnte in der Friedrichstraße in einem Privathause; denn als guter Wirth mußte er die theuren Gasthöfe vermeiden. Er stand im Begriffe auszugehen, ließ den Anwalt jedoch sogleich vor sich. Möser nannte die Absicht seines Besuches und sie setzten sich. Mit Staunen hörte er, daß die Familie Rheinfeld der jungen Frau in eine Trennung von ihrem Gatten zu willigen vorgeschlagen. „Es sieht ihnen übrigens ähnlich!" sagte er bitter. „Ihr Egoismus kennt nur sich. Uebrigens verliert sie nichts dabei; denn mein Vetter wird sich bald gänzlich ruinirt haben. Doch aber glaube ich ganz gern, daß die Zumuthung sie empfindlich berührt hat."

„Ihres Kindes wegen," fiel der Vormund ein. „Sie kann es nicht ertragen, dies unschuldige Wesen durch den Makel ihrer Geburt beeinträchtigt zu sehen, und will jedes Opfer bringen, diesem Falle vorzubeugen. Giebt es keinen Weg zur Güte in dieser Sache für uns, Herr Baron?"

„Daß ich nicht wüßte!" erwiederte dieser achselzuckend.

Sie würden sich nicht dazu verstehen, die Güter zum Vortheile des kleinen Max administriren zu lassen?"

„Diese Großmuth können Sie von mir nicht verlangen.“

„Ein Geldopfer würde dessen Mutter nicht scheuen.“

„Es könnte den Vortheil, der Stammhalter des Majorats zu sein, nicht aufwägen.“

„Nein.“

„Sie sehen also selbst, daß davon keine Rede sein kann.“

„Und doch muß ich, im Namen der jungen Baronin, darauf dringen.“

„Sie belieben zu scherzen,“ rief Baron Kuno achselzuckend.

„In Geschäftssachen lassen wir Advocaten solche Laune kaum aufkommen. Ich versichere Sie also, daß ich die Rechte von dem Sohne meines Mündels zu wahren entschlossen bin, und, wenn wir uns nicht in Güte verständigen können, dieselben Waffen gegen Sie gebrauchen werde, welche Sie zu führen im Begriffe stehen.“

„Wie das?“ rief Baron Kuno erbleichend und den Anwalt mit bestürzter Miene musternd.

Dieser antwortete nicht gleich. Er hatte erproben wollen, ob er wirklich ein Mittel in seiner Hand halte, die Ansprüche des Mannes vor ihm nichtig zu erklären, und dessen Erschrecken bei dem ersten darauf hindeutenden Worte, bewies ihm, daß es so sei. Bedächtig zog

er nun ein Päckchen aus seiner Tasche, und sagte langsam:

„Wenn die in meinem Besitze befindlichen Documente nicht trügen: so ist Kuno von Rheinfeld gleich nach der Geburt gestorben; an seine Stelle aber das Kind seiner Amme gelegt worden. Bestehen Sie nun noch darauf, dem Sohne der Baronin Thorilde sein Erbe streitig zu machen?“

Er war todtenbleich, dann dunkelroth geworden und von seinem Sitze aufgesprungen; mühsam rang er nach Fassung. So wie er einigermaßen seiner selbst Herr geworden, wandte er sich dem Anwalt wieder zu und sagte, die Lippen zusammengepreßt: „Ich darf wohl erfahren, wie Sie zu solchen Beweisstücken gelangten?“

„Ein Geheimniß daraus zu machen ist mir nicht anempfohlen,“ entgegnete dieser kühl. „Warum sollte ich Ihnen also nicht eingestehen, daß der alte Traugott auf seinem Sterbebette seine junge Herrin, der er von Herzen zugethan war, damit beschenkte?“

„Also daher kommt der Schlag!“ rief er seinen Platz wieder einnehmend. „Der Alte war mir niemals wohl gesinnt. Ich hatte natürlich keine Ahnung davon, daß ich nicht wirklich der sei, für den man mich erzog, bis ich heranwuchs, und eines Tages an das Sterbelager meiner Amme gerufen — der ich übrigens sehr anhing — diese ihr Gewissen durch die Mittheilung, daß

sie meine Mutter sei, erleichterte. Sie können leicht ermessen, Herr Staatsanwalt, wie wenig mir mit diesem Bekenntnisse gedient war. — Zum Cavalier erzogen, konnte ich zu meinem eigentlichen Stande nicht zurückkehren; meine Anverwandten, die bis dahin meine Diener gewesen, nicht an mein Herz schließen. Verheimlichte ich aber mein Wissen, so war ich vor mir selbst ein Betrüger. Womit hatte ich es aber verschuldet, nach jeder Seite hin mein Leben verdorben zu sehen? — Das stimmte mich bitter. Ich konnte schließlich nur bleiben, was ich war und ignoriren, wie ich es geworden. Sagen Sie selbst, ob Sie an meiner Stelle nicht ebenso gehandelt hätten? Auch vergaß ich im Laufe der Zeit daran zu denken, bis mir der Anblick des alten Traugott die Sache zurückrief."

„Warum aber dieser?" fragte der Staatsanwalt aufhorchend.

Er ist der Vater meiner Amme. Ich war seinetwegen absichtlich nie nach Schloß Rheinfeld gekommen, ich kannte ihn nicht und glaubte ihn gestorben; da erhielt ich die Einladung zu Ludolf's Hochzeit und ich folgte dieser, neugierig diejenige zu sehen, welche meine Hoffnung auf die Erbschaft vernichtete. Ich will Ihnen aufrichtig bekennen, daß ich meinem Vetter sein Glück nicht gönnte. Damit entstand in mir der Gedanke, es ihm streitig zu machen. Als kalter Beobachter fiel mir manches in dem Betragen der Frau von Gasmund auf. Warum verheirathete

sie die schöne und reiche Tochter an einen jungen Mann, welcher nichts für sich hatte, als seinen Namen? — Wie kam es, daß sie auf diesen Namen einen so großen Werth legte, um ihn für einen so ungeheuren Preis erkaufen zu wollen? — Mein Verdacht war nun einmal rege, und ich combinirte; ich las in den Mienen. Das junge Paar reiste ab; Sie blieben zurück. Als Sie gingen, sandten Sie Frau v. Gasmund einen Brief, der in meine Hände fiel."

„In Ihre Hände?" fragte der Staatsanwalt verwundert.

Baron Kuno nickte bejahend, und die Unterbrechung unbeachtet lassend, fuhr er fort: „Ich suchte nun den Familienverhältnissen der Gasmund auf die Spur zu kommen; ich folgte dem jungen Paare nach Paris, war Zeuge des Zusammentreffens der beiden Schwestern im Café chantant, und — zeigte Ihnen schließlich meine Absichten, die Kinder der jungen Baronin für erbunfähig zu erklären, an."

„Ich verstehe," nahm der Staatsanwalt sinnend das Wort. „Hegten Sie denn aber keinerlei Sorge, Ihre eigene Unfähigkeit an das Licht gezogen zu sehen?"

„Nein. — Und wenn auch? Die Rheinfeld konnten dies nie gegen mich benutzen; denn der gegenwärtige Besitzer ist ja selbst nicht in seinem Rechte, und er ahnt, daß ich diesen Umstand kenne."

„Wie so nicht in seinem Rechte?“ fragte der Staatsanwalt aufhorchend.

„Die ersten Ansprüche auf das Majorat gehören Regate von Rheinfeld; welche man aber, weil sie an epileptischen Zufällen litt, mit Zustimmung der Agnaten wie eine Geisteskranke behandelte und einsperrte. Nun soll sie aber lange völlig genesen sein, und die mondsüchtige Baronin sich darüber Gewissensbisse machen.“

„Sie kennen ihren Aufenthalt.“

„Der wäre zu ermitteln. Der Baron selbst hat die Aufsicht unternommen und hält sie irgendwo versteckt. Wollte er mich nun anklagen, so würde ich hierin eine Untersuchung verlangen. Sie sehen also, daß er meiner schonen mußte.“

„Somit würde schließlich vor lauter Erbunfähigkeit vielleicht gar kein befähigter Erbe sich finden,“ sagte der Staatsanwalt mit leichtem Spotte.

„Nur daß wir Agnaten, wo wir es angemessen halten, ein Auge zudrücken.“

„Wie wäre es nun, wenn Sie mit dieser Nachsicht in Bezug auf meine Clientin den Anfang machten?“ fragte Möser aushorchend.

„Sie haben Beweggründe anzuführen, die meine Willfährigkeit heischen,“ versetzte Baron Kuno sarcastisch. „Versuchen wir es also Hand in Hand zu gehen? Aber die Bedingungen?“

„Diese werden Ihnen genügen. Ich stehe Ihnen dafür, daß Sie, unter den gegebenen Umständen mit uns zufrieden sein sollen, sobald Sie die Ansprüche des kleinen Max gelten lassen. Was die Administration belangt, so bin ich dafür, daß Sie diesen Antrag nicht zurücknehmen; weil es das einzige Mittel ist, um Baron Ludolf vor seinem Verderben zu bewahren, und, mit Ihrer Bewilligung, werde ich dem Baron anzeigen, daß Sie in dem Punkte unerbittlich sind." —

„Und die Trennung des jungen Paares?"

„Bei dieser bleibt es. Selbstverstanden trete ich nun in Behandlung dieser Angelegenheit ganz auf Ihre Seite und schweige vorerst über Ihren veränderten Entschluß in Bezug des mir wichtigsten Punktes. — Selbst der jungen Baronin werde ich nur Hoffnung mitbringen, durchaus aber keine Gewißheit, denn, aufrichtig gesagt, ist es ein Glück für sie, wenn sie in dieser Weise von einem Bande befreit wird, daß sie schwer drückte, und das sie, aus mißverstandenem Pflichtgefühle, ohne den Zwang, es lösen zu müssen, wahrscheinlich nicht lösen würde."

Das Gesicht des Baron Kuno erheiterte sich, während der Anwalt sprach. Als er geschlossen, reichte er ihm die Hand entgegen und sagte: „Sie sind ein braver Mann! Gottlob, daß die arme junge Frau einen solchen Bei-

stand hat! — Sagen Sie ihr, daß sie auch mich künftig unter ihre Freunde zählen möge."

„Mit dieser Botschaft wollen wir doch lieber noch etwas länger warten," erwiederte der Vormund lächelnd und erhob sich. — „Fürs Erste muß es dabei bleiben, daß Sie ihr Recht wahrzunehmen entschlossen sind."

Er ging. Thorilde war in seiner Wohnung abgestiegen; sie stand, als er nach Hause zurückkehrte, am Fenster und sah erwartungsvoll nach ihm aus. „Ich kann Ihnen noch nichts Befriedigendes mittheilen," sagte er achselzuckend. „Dergleichen Dinge wickeln sich langsam ab. Doch sage ich große Hoffnung, den Baron Kuno zu einer milderen Ansicht zu stimmen."

Er ging nun zu andern Dingen über, erzählte ihr, daß er Nachricht von ihrem Onkel habe, der ihr sein Haus zum Aufenthalte anbiete und sie herzlich grüßen lasse. Die Thränen traten ihr bei dieser Botschaft in die Augen. „Ich bin beschämt über diese Güte!" rief sie hochroth. „Ich, die ich seiner Tochter meine Thüre verschloß, sollte nun seine Gastfreundschaft annehmen?"

„Er ist zu verständig, um das, was die Umstände von Ihnen forderten, Ihrem Herzen anzurechnen," sagte der Vormund milde.

„Und Ellena? — wie denkt sie von mir?"

„In gleichem Sinne. Sie ist überhaupt zu groß und prächtig angelegt, um klein zu empfinden und aller

Nachträglichkeit unzugänglich. Herr von Gasmund ist ganz glücklich meinem Rathe gefolgt zu sein; denn seit er sie gewähren läßt, seit sie singen, dichten, componiren — und überhaupt thun darf, was ihr gefällt, ist sie ganz gefügig, und macht ihm nur Freude. Vielleicht ist ihr die Flucht auch zu der kleinen Lehre geworden, daß man mit dem Kopfe nicht gegen die Wand rennen kann, ohne sich Beulen zu holen."

„Und holt man sich diese nicht etwa auch, wenn man nicht gegen die Wand rennt?" fragte Thorilde bitter.

„Niemand entgeht seinem Geschicke!" sagte der Vormund mit Theilnahme. „Sie haben sich nichts vorzuwerfen und müssen deshalb auch Ihr Haupt hoch tragen. Ein stolzer Sinn ist auf die Rechtfertigung vor sich und seinem Gewissen angewiesen."

Sie seufzte. Ihr Stolz machte sie nicht glücklich.

Allein geblieben, setzte sie sich an das Fenster und sah den Vorübergehenden zu. War das nicht Ludolf? Ja. Er bog in die Wilhelmstraße. Sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich. Er war und blieb der Vater ihres Kindes; aber welch' ein Vater!

In ihren traurigen Gedanken hierüber unterbrach sie der Eintritt des Geheimraths Ledebuhr. Ihre erste Frage an ihn war nach Agathe Müller; denn sie konnte jetzt mehr noch die Lage der verlassenen Frau begreifen, wie es früher der Fall gewesen war. Mit

Antheil hörte sie seinen Bericht über deren Fleiß und die Freude an den Kindern. „Sie möchte selbst zu Ihnen kommen und Ihnen danken,“ sagte er. „Wollen Sie sie empfangen?“

„Gewiß!“ erwiederte Thorilde warm. „Sie verdient meine ganze Achtung. Ich bedauere nur, daß meine Verhältnisse es nicht gestatten, ihr thätigere Hülfe zu leisten.“

„Sie ist auf gutem Wege, diese ganz entbehren zu können,“ versetzte der Geheimrath warm. „Sie hat mit ihrer Vergangenheit völlig gebrochen, und ihre Arbeit ist die Arznei, durch welche Körper und Geist gesunden.“

„Lassen Sie sie ja recht bald kommen. Ich glaube, daß ihr Beispiel mir nützlich sein wird. Auch ich muß ja mein Glück jetzt in der Erfüllung meiner Pflicht als Mutter suchen.“

„Sie waren Beide eines besseren Schicksals werth,“ sagte der Geheimrath mit einem leisen Seufzer. „Agathe sowohl wie Sie waren geschaffen, einem Gatten sein Haus glücklich zu machen.“

Aus jedem seiner Worte leuchtete der Antheil, welchen er an der jungen Frau und ihren Kindern nahm, wohlthätig hervor. Warum heirathet er sie nicht? dachte Thorilde, und „Warum heirathet er sie nicht?“ lautete ihre erste Frage an den Staatsanwalt, als er später bei ihr eintrat. Dieser lächelte; nicht über die Sache, sondern dar-

über, daß sein Mündel, welche selbst doch von keiner glücklichen Ehe reden konnte, dennoch die Stifterin einer Ehe sein wollte. „Seine Schwester wird es nicht haben wollen?“ sagte er dann.

„Das darf ihn nicht abhalten!“ rief Thorilde entrüstet. „Sie könnten Beide so glücklich werden!“

„Sie sind es schon; „le mieux est l'ennemi du bien,“ sagte er scherzend.“ Uebrigens aber, wenn Sie für Agathe ein Wort bei Fräulein Ledebuhr einlegen wollen, so wird es nicht schaden; und erweist es sich, daß Sie eine glückliche Hand in solchen Angelegenheiten haben, so bin ich vielleicht so frei, Sie auch zu bemühen.“

„Sie?“ rief Thorilde und maß ihn erstaunt vom Scheitel bis zur Sohle.

„Ja, ich,“ erwiederte er, den Blick zurückgebend. „Was fällt Ihnen dabei so sehr auf?“

Sie antwortete darauf nicht, weil sie nicht eingestehen wollte, daß sie ihren Vormund nie in dem Lichte eines Mannes gesehen, der sich um eine Frau bewerben könnte. Er war ein Freund ihres Vaters gewesen, darum schon hatte sie ihn für zu alt dazu gehalten; jetzt aber überlegte sie, daß er, seinem Aussehen nach, wohl noch unter Vierzig sein könne, und seine Verhältnisse einer Verbindung nichts in den Weg legten.

Zögernd sagte sie endlich: „Ich dachte, Sie würden als Junggeselle sterben wollen.“

„Freilich dachte ich das auch; allein in den Sternen steht es anders geschrieben;“ gab er lachend zurück. Coûte qui coûte muß geheirathet sein!“

„Sie haben also schon gewählt?“ fragte sie neugierig.

„Freilich habe ich das; aber man hat mich noch nicht gewählt, und ich zittere vor meinem Todesurtheile.“

„Das klingt ja fürchterlich!“ rief Thorilde und wußte nicht wie es kam, daß plötzlich Ellena's Name auf ihren Lippen schwebte. Frauen besitzen in solchen Dingen einen wunderbaren Instinct, und so unwahrscheinlich ihr die Sache, wenn sie darüber nachdachte, erschien; so konnte sie doch den Gedanken nicht los werden, daß er ihre schöne Schwester im Sinne trage.

Kaum hatte sie sich zu Bett gelegt, und den ersten Schlummer gefunden, so wurde sie durch ein lautes Schellen erweckt. Bald darauf hörte sie Tritte, Stimmen wurden laut, ein ungewöhnliches Ereigniß mußte zu so später Stunde noch die Gegenwart ihres Vormundes geheischt haben. Aufgeregt davon konnte sie den Schlaf nicht wieder finden. Eine innere Unruhe trieb sie, mit grauendem Morgen ihr Lager zu verlassen. Obwohl sie seine Entfernung durchaus nicht mit sich und ihren Angelegenheiten in Verbindung brachte; so war es ihr doch nicht möglich, ihre Gedanken auf etwas Anderes zu lenken, als auf die

stets wiederkehrende Frage, wohin ihr Vormund gegangen sein möge?

Langsam schlichen die Stunden an ihr vorüber. Sie konnte sich zu keiner Beschäftigung entschließen und horchte nur immer auf seine Wiederkehr. Endlich fuhr um die zehnte Stunde ein Wagen vor, und eiligen Schrittes trat gleich darauf auch der Staatsanwalt bei ihr ein. Er sah bleich und verstört aus. „Was ist Ihnen?“ fragte sie, ihr Auge auf ihn richtend. „Was haben Sie erlebt? Unglückliches, das steht auf Ihrer Stirne geschrieben.“

„Ich bin gekommen Sie zu einem Kranken abzuholen; und muß Sie bitten mir sogleich zu folgen,“ sagte er hastig.

Sie griff nach Hut und Shawl. „Ludolf!“ sagte sie bloß. „Er wünscht also mich zu sehen?“ Der Gedanke, daß er es wünschte, schien ihr wohlzuthun; auch trotz der Umstände.

„Er ist sehr, sehr krank!“ erwiederte der Vormund darauf.

„Doch nicht todt?“ fragte sie, ihre Schritte anhaltend. „Doch nicht todt, ohne seinen kleinen Max gesegnet zu haben.“

„Er lebt, aber das Schlimmste ist zu fürchten.“

„Soll ich das Kind nicht mitnehmen? Will er nicht sein Kind sehen?“ fragte sie angstvoll.

„Ich bitte, eilen wir. Später können wir den Kleinen nachholen.“

In wenigen Secunden hielten sie vor dem Hotel; der Staatsanwalt ergriff Thorildens Arm, und zog sie mit sich fort, die Treppe hinauf. Es war als ständen ihre Gedanken still; nicht einmal nach der Ursache des plötzlichen Unwohlseins ihres Gatten hatte sie gefragt. Als sie in das Zimmer traten, gewahrte Thorilde Ludolf auf einem Lager ausgestreckt, mit bleichem Angesichte und verbundenem Kopfe. Ihm zur Seite saß sein Vater; am Fußende stand der Arzt. Auf ihn zustürzend, knieete sie nieder, zog seine Hand an ihre Lippen und rief: „O mein Gott!“ Seine Miene verfinsterte sich; seine Stirne legte sich in Falten, schmollend sagte er: „Es ist vorbei mit mir und Du bist an Allem schuld.“

„Ich? Ludolf! ich?“ rief Thorilde unter hervorstürzenden Thränen. „Ich bitte Dich, mein lieber Mann, sage nur das nicht. Du schneidest mir damit so tief in das Herz, daß Worte es nicht aussprechen können. Hätte ich Dir helfen können, gewiß, es wäre geschehen. Aber wie ist Dir denn? Sage mir, was fehlt Dir? Dein Kopf ist verbunden?“

„Die Kugel sitzt darin. Mein Gegner hat gerade noch Zeit zu entfliehen.“

„Du hast Dich duellirt?“

„Freilich! Was blieb mir übrig? — Hätte ich Geld gehabt, so würde man mich nicht beleidigt haben. Man warf mir vor, daß ich falsch spiele; darauf konnte ich meinen Beleidiger nur fordern."

„Armer Mann!" sagte Thorilde. „Ist Deine Wunde denn unheilbar? Kann nichts Dich retten?" — Sie sah den Arzt an; sein Gesicht blieb unbeweglich. Der Baron, welcher bleich und stumm dagesessen, legte die Hand über die Augen und schluchzte. Selbst der Staatsanwalt konnte die traurige Scene nicht ohne Rührung ansehen. Ludolf forderte zu trinken. Die Wunde schmerzte sehr. Seine Kräfte nahmen immer mehr ab; die Augen erloschen, aber sein Mund fand kein freundliches Wort des Abschiedes für Vater und Gattin; grollend und schmollend schied er aus der Welt, selbst sein letzter Seufzer klang wie ein Vorwurf für sie, daß sie es dahin kommen lassen.

Als Thorilde seine Hände, die sie nicht losgelassen, in den ihrigen erkalten fühlte, sank sie mit einem leisen Wehruf hin. Der Vormund ließ sie in den Wagen tragen und fuhr mit ihr nach Hause. Hier sandte er sogleich zum Geheimrath Ledebuhr und bat diesen Agathe Müller zu holen, damit sie in dieser schmerzlichen Stunde bei seinem Mündel bleibe. Es war eine Wohlthat für Thorilde, sich an ihre Brust werfen und ausweinen zu können.

Der Baron führte die Leiche seines Sohnes nach seinem Stammschlosse, um sie dort feierlich beizusetzen.

Thorilde sah ihn nicht mehr. Der Staatsanwalt telegraphirte sogleich nach Venedig und bat Herrn von Gasmund, seine Nichte bei sich aufzunehmen, weil es für die junge Wittwe kaum länger passend sei, unter seinem Dache zu verweilen. Als dieser am vierten Tage eintraf, fand er sie, in tiefe Trauer gekleidet, ihren kleinen Max auf dem Schooße haltend, bleich, aber gefaßt. Wehmüthig sagte sie: „Ich werde Ihnen Ihr Hüteramt nicht schwer machen, lieber Onkel; denn obwohl jung an Jahren, bin ich doch alt an Erfahrung.“

Ellena war in Venedig zurückgeblieben. Herr von Gasmund hatte dort ein Haus gemiethet, und sie darin mit der Dienerschaft zurückgelassen, weil er sie, um ein Begegnen mit Leopold zu verhüten, von Berlin entfernt halten wollte.

Der Staatsanwalt suchte diesen bald darauf in seiner Wohnung auf, um persönlich auf seine Zuschriften zu antworten. Hier erklärte er ihm, daß seine vorgebliche Ehe mit Ellena in jeder Beziehung ungültig sei, und er ihn gesetzlich verantwortlich machen würde für jedes im Publicum darüber verlautende Gerücht, wozu er um so mehr berechtigt sei, weil die junge Dame eingewilligt seinen Namen zu führen. Da sie unter den gegebenen Umständen künftig in Berlin wohnen müsse; so sei es allerdings wünschenswerth, daß von ihren Reiseabenteuern möglichst wenig verlaute; und wenn Herr Leopold in diesem Punkte

unverbrüchliches Schweigen gelobe und, im Fall er ihr begegne, sich betrage, als ob er sie nicht kenne; so würde Herr von Gasmund sich zu einem lebenslänglichen Jahrgehalte verstehen, zahlbar jedoch nur so lange er solche Bedingung inne halte. Der Contract hierüber abgeschlossen, schied er mit dem heimlichen Wunsche von ihm, daß auch er ihm nie wieder begegnen möge.

Heiter trat er bei Thorilden ein. „Wie steht es mit dem Geheimrath und Agathen?“ fragte er scherzend. „Ist dort Alles richtig, so daß Sie nun meinen Angelegenheiten Ihre Aufmerksamkeit zuwenden können?“

„Wie wäre es, wenn Sie diesen durch Ihr gutes Beispiel vorleuchteten?“ fragte sie in demselben Tone zurück.

„Auch gut. So bitte ich um einen Empfehlungsbrief an Ihre Schwester.“

„Also doch! — aber ich wußte es schon?“ jagte sie selbstzufrieden.

„In der That! Für so schlau hätte ich Sie aber wahrlich nicht gehalten?“

„Nun, die Sache war so schwer nicht zu errathen.“

„Wirklich nicht? — Wenn Sie denn so allwissend sind, könnten Sie mir auch vielleicht gleich mittheilen, in welcher Absicht Baron Kuno Ihnen heute Morgen seinen Besuch machen wird?“

„Das kann ich in der That nicht! Ich wußte ja nicht einmal, daß er kommen würde.“

„Aber ich wußte es und auch die Ursache seines Kommens ist mir bekannt.“

„Bitte, bitte! und welche ist das?“ rief sie erregt.

Er maß sie eine Minute lang mit schelmischem Lächeln.

„Sie mögen es errathen,“ sagte er dann. „Da er es mir nicht anvertraut hat, so könnte ich mich in meiner Vermuthung geirrt haben; besser also, ich schweige.“

„Er kommt aber doch?“

„Ja, er kommt. Als Vormund Ihres Kindes muß er sich vor Ihrer Abreise doch seine Instructionen holen?“

„Oder auch sie ertheilen. Ich werde künftig nur die zweite Stimme haben, wo es das Wohl meines Kindes gilt.“

„Das kommt ganz darauf an, wie Sie den gestrengen Herrn zu lenken wissen. Da er so gütig gewesen ist, dem Kinde sein Erbrecht nicht streitig zu machen, so erweiset er sich vielleicht auch sonst noch gütig; warten wir es ab!“

Lächelnd entfernte er sich.

Thorilde trat dem Baron, als man ihn meldete, als Mutter entgegen. Bewegt hielt sie ihm das Kind hin und sagte: „Gieb dem Herrn einen Kuß, Max! Du dankst ihm viel.“ Verlegen nahm er ihr den Knaben ab, und

hielt ihn einen Augenblick in seinen Armen. „Sie rechnen mir mein Betragen zu hoch an," sagte er im Bewußtsein, wie wenig er ihr Lob verdiene, wie sehr sie sich in jedem Bezug über die Motive seiner Handlungsweise täusche. „Wir können das neue Reis auf dem alten Stamme der Rheinfeld gebrauchen. Ich habe nur gehandelt, wie ich handeln mußte, um für uns allerseits das Beste zu thun."

„Sie haben mir ein großes Opfer gebracht," sagte sie warm; „aber der Himmel wird es Ihnen lohnen."

„Lieber noch wäre mir ein Lohn von Ihnen," sagte er lächelnd, und reichte ihr das Kind zurück. Verlegen barg sie ihre Wange an der Brust des Kleinen und erwiederte: „Sie sollen mich nicht undankbar finden. Nur muß man nicht frühzeitig Früchte reifen wollen."

Er verstand den geheimen Sinn dieser Antwort, küßte ihre Hand und schied. Sie sah ihm aus dem Fenster nach, wie er männlich stolz über den Platz ging. Er ist ein Mann, dachte sie; er kann mir eine Stütze sein. Auf die Kraft allein kann man bauen. Was es heißt, mit der Schwäche einen Bund zu schließen, habe ich erfahren. Der Mann, welcher sich selbst nicht erzieht, den erzieht auch die Gattin nicht.

Der Eintritt des Geheimrathes unterbrach sie. „Ich komme," sagte er, halb lächelnd, halb verlegen, „vor Ihrer

Abreise noch schleunig mit der Bitte, daß Sie morgen einem kleinen Feste beiwohnen wollen."

„Darf ich rathen?" fragte Thorilde hochroth vor Vergnügen.

„Immerhin!" gab er lächelnd zurück. „Sie wollten es ja so, und ich füge mich Ihrem Wunsche, den Ihr eigenes Herz lange unausgesprochen hegte."

„Guter, lieber Geheimrath! Welchen schönen Trost geben Sie mir zum Abschiede mit! — Die lieben Kinder sollen nun einen Vater bekommen — und einen so guten Vater! Agathe wird in Ihrem Besitze die glücklichste der Frauen, und Sie, indem Sie so viel Gutes thun, genießen am Schlusse ihres Lebens aller Freuden des Familienlebens, deren sie sich in der Jugend beraubten. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich darüber freue!"

„Ihre Mutter würde diese Ansicht nicht theilen!" sagte der Geheimrath sinnend.

„Sie hat ihre Vorurtheile schwer gebüßt, guter Geheimrath. Friede sei ihrer Asche! Wir Alle irren ja. Man soll das Glück mit dem Herzen, nicht mit dem Ehrgeize suchen; denn letzteres gab noch keinem Leben den Frieden, und diese Erfahrung meiner Jugend soll meiner Zukunft zu Gute kommen. Der Mensch soll mir stets höher gelten, als das Zufällige seiner Geburt."

„Bravo!“ rief eine Stimme. „Dann ist auch der bürgerliche Schwager Ihnen willkommen?“

„Wenn er nicht horcht, und mein lieber Vormund ist und bleibt.“

Sie reichte ihm herzlich die Hand.